Reichs-Elternwarte

Das Organ der Schulgemeinden

Heft 1 1936
Januar

Erscheint in Berlin
monatlich



Preis
25
Rpfg.
frei Haus

Aufnahme Jutta Selle

Inhalts-Übersicht

Seite

Martin Schumacher: Die wiederentdeckte Familie 2
Dr. Engelbert Hertel: Vom Segen des eigenen Namens 4
Dr. M. Krüger: Der Osterversetzung entgegen! 5
Horst Thieme: Ilse-Heim 6
Oscar G. Foerster: Kurt kann nicht verlieren! 8
Alice Weiß-v. Rucktesehell: Bloß verhauen? 10
Kurt Bona: Schule und Elternhaus 13
Hugo Rütters: Neujahrsglocken 14
Albrecht Schäfer: Parole: Bereitsein 16
Hildegard Tauscher: Musik und Elternhaus 19
Max Hugo Tonne: Trotz Fleiß eine Drei! 20
Paul Ernesti: Gutenachtsagen 21
Der Führer spricht! 22
Die Strafe 22
Alfred Henatsch: Achtung, Schulunfall! 23
Anni Weber: Die Wärmeflasche im Säuglingsbett 24

Randbemerkungen unserer Leser:
Das Wunder der Nacht / Kinder wollen helfen 25
Dr. Arthur Berger: Müssen die Tiere in die Schule gehen? . . . 26

Was soll unser Junge werden?
Der Kolonallandwirt 28

Was soll unser Mädel werden?
Die Fotografin 32

Amtliches

Beurlaubung von Angestellten und Arbeitern für Zwecke der Leibeserziehung.

Die Teilnehmer an einem anerkannten Lehrgang für Leibeserziehung erhalten nach der Verordnung vom 19. März 1935 von dem Veranstalter des Lehrganges während der Lehrgangsdauer freie Bekleidung, Unterkunft, Verpflegung, Taschengeld und Haushaltszuschüsse. Diese Bezüge werden nach einem Erlaß des Reichsministers der Finanzen vom 5. Juli 1935 — S 2220/320 III — nicht zur Einkommensteuer herangezogen. Nach dem gleichen Erlaß werden auch die Unterstützungen steuerfrei gelassen, die Arbeitgeber ihren Arbeitnehmern für die Dauer des Lehrgangs gewähren, sofern diese Unterstützungen für Zwischenräume, die den bisherigen Lohnzahlungszeiträumen entsprechen, zusammen mit dem Wert der Leistungen, die der Veranstalter des Lehrgangs für Verpflegung, Taschengeld und Haushaltszuschüsse gewährt, den Betrag nicht übersteigen, der den Arbeitnehmern im letzten Lohnzahlungszeitraum nach Abzug der Steuern und der gesetzlichen Sozialversicherungsbeiträge ausbezahlt worden ist (Nettolohn). Dabei wird der Wert der Verpflegung, die der Arbeitnehmer vom Veranstalter des Lehrgangs erhält, mit 24 RM. monatlich (5,60 RM. wöchentlich, 0,80 RM. täglich) angenommen. Ueberssteigt die vom Arbeitgeber gezahlte Unterstützung zusammen mit dem Wert der Verpflegung, dem Taschengeld und den Haushaltszuschüssen den Nettolohn des letzten Lohnzahlungszeitraums, so ist die Unterstützung in voller Höhe als Arbeitslohn steuerpflichtig. Ist von den danach steuerfreien Unterstützungen in der Zeit vor dem 1. Juli 1935 bereits Lohnsteuer einbehalten worden, so wird sie nicht erstattet.

Berlin.

Der Reichs- und Preußische Minister des Innern.

(Unterschrift.)

Gesundheitliche Ueberwachung tuberkulosekranker oder tuberkuloseverdächtiger Schüler und Schülerinnen sowie Lehrer und Lehrerinnen aller Schularten.

Aus gegebener Veranlassung weise ich erneut auf die ernsten Gefahren hin, denen die schulpflichtige Jugend durch das Zusammensein mit tuberkulosekranken Mitschülern und Lehrern ausgesetzt ist.

Die Möglichkeit schwerer Erkrankungen und nachhaltiger Gesundheitsschädigungen einzelner wie ganzer Klassen legt der Schulaufsichtsbehörde die strenge Verpflichtung auf, der gesundheitlichen Ueberwachung tuberkulosekranker oder tuberkuloseverdächtiger Schüler und Schülerinnen sowie Lehrer und Lehrerinnen aller Schularten besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Mit Nachdruck verweise ich auf die Notwendigkeit, die geltenden Vorschriften über die Schulgesundheitspflege gewissenhaft zu handhaben, insbesondere die „Anweisung zur Verhütung der Verbreitung übertragbarer Krankheiten durch die Schulen" vom 22. September 1927 — I M III 2055 — (Zentrbl. f. d. ges. Unterr.-Verw. S. 303) und meinen Erlaß zum „Schutz der schulpflichtigen Jugend gegen gesundheitliche Gefährdung durch tuberkulosekranke Lehrer und Lehrerinnen" vom 31. August 1934 — U II C 21 630/33 U II D, U II B — Abschnitt I und III (Zentrbl. f. d. ges. Unterr.-Verw. S. 275).

Ich ersuche, den Schulleitern an Volks-, Mittel- und höheren Schulen sowie den Kreisschulräten und Sachbearbeitern bei den Regierungen und Oberpräsidien erneut die Verpflichtung aufzuerlegen, bei jeder Art von Begegnung mit Schüler- und Lehrerschaft auch die gesundheitlichen Belange zu beachten und in allen Fällen des Verdachtes auf ansteckende Erkrankungen, insbesondere auch tuberkulöser Art, sofort bestimmungsgemäß Weiteres zu veranlassen.

Im Einvernehmen mit dem Herrn Reichs- und Preußischen Minister des Innern ersuche ich ferner, den Gesundheitsämtern und Schulärzten von diesem Erlaß Kenntnis zu geben.

Berlin.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrag: Bojunga.

Schülerbriefwechsel mit ausländischen Schüler (Schülerinnen).

Die Deutsche Pädagogische Auslandsstelle beim Deutschen Akademischen Austauschdienst ist durch bereits ergangene Erlasse Reichsmin. d. Inn. vom 27. April 1934 — III B 3930/10. 4. — / Pr. Min. f. W., K. u. V. vom 24. Juli 1934 — U II G 5010 — (Zentrbl. f. d. ges. Unterr.-Verw. S. 237) mit der Durchführung und Ueberwachung des gesamten deutschen Schülerbriefwechsels nach dem Auslande beauftragt worden. Ihr standen bis jetzt Mittelsleute, meist Pädagogen, zur Verfügung, deren Arbeit auf die Vermittlung des Schülerbriefwechsels nach bestimmten außerdeutschen Ländern abgestellt war.

Auf Grund der von der Deutschen Pädagogischen Auslandsstelle gemachten Erfahrungen ist eine noch straffere und einheitlichere Zusammenfassung des Schülerbriefwechsels notwendig geworden. Infolge meiner Zustimmung zur Gründung einer Zentralstelle, die den Namen „Deutsch-ausländischer Schülerbriefwechsel" erhält, ist eine weitere Mitarbeit der Mittelsleute nicht mehr erforderlich.

Alle Meldungen für Schülerbriefwechsel mit ausländischen Schülern (Schülerinnen) sind daher in Zukunft direkt an den Deutsch-ausländischen Schülerbriefwechsel, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 13, zu richten.

Ich bin damit einverstanden, daß diese neugegründete Zentralstelle mit den Leitern sämtlicher höheren, mittleren und Berufsschulen unmittelbaren Verkehr pflegt, sofern er sich auf den Schülerbriefwechsel bezieht. Im Falle von Unstimmigkeiten ist meine Entscheidung anzurufen.

Berlin.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrag: Vahlen.

Reichs-Elternwarte

Das Organ der Schulgemeinden

Heft 1 1936
Januar

Begründet im Auftrage von Hans Schemm †
Herausgegeben durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier,
Gauamtsleiter im N.S.L.B.



Aufnahme NSV. Bildarchiv

Die wiederentdeckte Familie

Von Martin Schumacher

Familie — das ist eines jener zauberhaften Worte unserer deutschen Sprache, die an unser Herz rühren. Vorstellungen tauchen auf, liebe, traute, heimelige: Geburtstagstische, brennende Christbäume am Heiligen Abend, dampfende Schüsseln, behagliche Stübchen, kühle Hände auf fieberheißen Stirnen, Vater, Mutter und Geschwister, die am Winterabend um den von mildem Lampenlicht überstrahlten Tisch versammelt sind, — Geborgenheit, Schutz, Verstehen und Mitfühlen. . . . Heimat!

Familie — — Sie hat ihren Ursprung in dem ewigen göttlichen Geheimnis der Liebe; Bande des Blutes — ebenso geheimnisvoll wie stark — umschlingen ihre Mitglieder.

Familie — — Schoß, aus dem der Mensch entsprossen; Urbild und Keimzelle des Staates.

Familie — — Vielheit und Einheit zugleich; schirmendes Dach, froher Garten, Wehr- und Kampfgemeinschaft . . .

Familie — — Schulungsstätte guter Sitte, edler Tugend, höchsten Opfersinnes . . . —

Die deutsche Familie war in Gefahr. Und es ist eine der Großtaten der nationalsozialistischen Bewegung, die Bedeutung der Familie erkannt und alles getan zu haben, was zu ihrer Gestaltung nötig war, damit sie ihre Aufgabe im Staate erfüllen kann.

Der Staat spiegelt sich in der Familie wieder: wie die Familie so der Staat. Und in dem Maße der Staat die Familie bejaht, wird man ihn verantwortungsbewußt gegenüber der Nation bezeichnen. Das deutsche Schicksal seit der Jahrhundertwende ist der Beweis hierfür.

Wie sah es um die deutsche Familie im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts aus?

Gleich tönt uns eine Frage entgegen, eine Frage, die ein Schlaglicht auf die politischen und sozialen Grundgedanken der damaligen Zeit wirft: Welche deutsche Familie ist denn gemeint? Die gut-bürgerliche oder die kleinbürgerliche? Die Adels- oder die Offiziersfamilie? Oder gar die Proletarierfamilie?

So weit sind wir gedanklich und gesinnungsgemäß von jener Zeit schon entfernt, daß wir diesen Fragen wie etwas Fremdem, nahezu Unbegreiflichem gegenüberstehen. Nicht, als ob wir behaupten wollen, es seien im neuen Staate alle Unterschiede fortgewischt worden. Was aber fortgewischt wurde, das ist die gesellschaftliche Wertung, das doppelte Maß, mit dem gemessen wurde. Die verlogene doppelte Moral des Vorder- und des Hinterhauses hat aufgehörk, die seinerzeit den Familien jeder „Klasse" ihre besondere Aufgabe, ihr besonderes Sittengesetz und ihre eigene Weltanschauung zubilligte.

Erst der Schützengraben hat es vermocht, bei vielen Männern, den „Familienhäuptern", jenen Klassenwahnsinn zu zerstören, und auch die Frauen der Heimat fühlten sich damals durch gemeinsame Not und gemeinsames Leid nähergekommen.

Gleichzeitig aber untergrub der allzulange währende Krieg das Familienleben. Der Ernährer und Führer der Familie befand sich an der Front oder schlief gar schon in fremder Erde. Heldenhaftes leisteten die Frauen und Mütter in der Heimat; das aber, was notwendig war, vermochten sie nicht: den „eigenen Wegen" ihrer kaum der Schule entwachsenen Kinder entgegenzutreten, jener Kriegsgeneration, denen die starke Vaterhand gefehlt hatte.

Im tollen Wirbel der Inflationszeit mit ihrer Scheinblüte und ihren tausend trügerischen Verdienstmöglichkeiten nahm diese „Selbständigkeit" der Unmündigen in erschreckendem Maße zu. In gleicher Weise aber ging der Familiensinn verloren. Jene zu früh flügge gewordenen Kinder brauchten ja Vater und Mutter nicht mehr! und auch diese ließen sich nur zu willig von jenem Vergnügungstaumel erfassen, in dem Familienpflichten und -aufgaben als lästig empfunden und als überholt bezeichnet wurden. Eine laxe Moral ließ im Verhältnis der Geschlechter den Sinnengenuß als zu oberst anzuerkennenden Grundsatz gelten. Damit wurde die Ehe als Zwang empfunden und die Pflicht, dem Staate Kinder zu schenken, abgeleugnet. Ganz zu schweigen von der rassischen und erbgesundheitlichen Instinktlosigkeit weiter Kreise.

Wir waren ein sterbendes Volk und ein dem Untergange zusteuernder Staat, weil die Familie er-



Aufnahme Fritz Hofbauer (NSV. Reichsbildarchiv)

Glückliche Stunde – Mutter kehrt von der Lebensmittelausgabe des WHW. heim. – Darum gebt! Helft glückliche Stunden bereiten!

schüttert war. Daß weite Kreise aus allen Volksschichten den Abgrund sahen und dem Schicksalsrad in die Speichen zu fallen suchten — waren doch nicht alle Männer ehescheu und nicht alle Familien demoralisiert —, bedeutete nur ein Aufhalten, nicht aber ein Abwerden des Endes, das kommen mußte.

Wie ein erfahrener Arzt ist Adolf Hitler an den kranken Volkskörper herangetreten. Er hat sich von den Krankheitserscheinungen, die da und dort zutage traten, und an deren Beseitigung seine vielen Vorgänger herumexperimentiert hatten, nicht irre machen lassen. Sein Krankheitsbefund lautete: Die kleinsten Teile, aus denen sich der Staats-Organismus zusammensetzt, die Zellen, sind krank und erfüllen ihre Aufgabe nicht. Laßt uns sie — d. h. die Familien — heilen, und der Tod wird an unserer Nation vorübergehen.

So erschütternd einfach die Erkenntnis des Uebels, so erschütternd einfach ist auch — um bei unserm Gleichnis zu bleiben — die Heilmethode. Sie geht von der Voraussetzung aus, daß die Grundanlage der Staatszelle, also der Familie, durchaus gut ist. Es bedarf nur pfleglicher Behandlung, um sie zu kräftigen, daß sie allen „Infektionen" widersteht. Erbgesundheit und Rassereinheit der Ehepartner sind Selbstverständlichkeiten. Das Vorhandensein lohnender Arbeit bietet der Familie die wirtschaftliche Sicherheit; die Frau kann sich ganz ihren Pflichten im Haushalt und als Mutter widmen. Diese Tatsache in Verbindung mit nationalsozialistischer Grundhaltung wird die Eheleute Kindersegen wieder als Glück und Verpflichtung dem Staate gegenüber empfinden lassen.

Unser Staat hat die Familie wieder „entdeckt" und unter seinen Schutz gestellt. Unter diesem Schutz kann sie sich entfalten, äußerlich zu jener staatsnotwendigen Vielköpfigkeit und innerlich zu einer Schulungsstätte höchster Opferbereitschaft.

Vater, Mutter und Kinder, gehalten durch die Bande des Blutes, eines geworden durch das andere, eines nichts ohne das andere, sind ein Bild des neuen Staates. Ist die Familie „in Ordnung", d. h. bedeutet sie für ihre einzelnen Mitglieder wieder Geborgenheit, Schutz, Verstehen und Mitfühlen, — Heimat, wird die Zeit kommen, daß die Bürger dieses Staates sich fühlen als eine große Familie, in der das Wort Volksgemeinschaft nicht nur ein Begriff, sondern beglückendes, tiefstes Erleben ist.

Dr. Engelbert Hertel

Vom Segen des eigenen Namens

Wer von uns weiß, daß auf dem Grunde jedes unserer Namen ein stiller Segenswunsch schlummert? Um das zu erläutern, müssen wir etwas weiter in die Vergangenheit zurückgreifen und bis nach dem alten Island gehen, wo vieles von unseren nordischen Stammesbrüdern aufgezeichnet worden ist, was uns Festlandgermanen verloren ging.

Als jene norwegischen Bauern in der Zeit von 874 bis 930 nach Christi nach Island zogen und sich dort neu ansiedelten, da haben sie etwas getan, was noch kein Volk geleistet hat, — sie haben nämlich ihre Familiengeschichten aufgezeichnet, ihre Sagas. Dem Laute nach ist dieses Wort zwar dasselbe wie unser Wort „die Sage", doch hat es hier einen weit anderen Sinn. Isländische Sagas sind richtige Familiengeschichten, nicht etwa dürftige Angaben von Zahlen mit kurzen Bemerkungen, sondern breit dahinfließende Begebenheiten aus einer Familie, manchmal von mehreren hundert Seiten Länge. Sie erzählen von der Besitznahme des neuen Siedlerlandes, von Hungersnöten, Bergstürzen und Wikingerfahrten, von Blutsbrüderschaft und Kämpfen mit wilden Bärenhäutern, von Familienfesten und leider auch viel von Streitigkeiten unter den einzelnen Familienmitgliedern.

Bei diesen harten Männern treten jedoch Züge auf, die uns Hochachtung abnötigen: die Rache für jede Kränkung, die einem Familienmitgliede geschehen ist, und das Hochhalten der Familienehre. Diese beiden besonders deutlich ausgeprägten Züge liegen begründet in dem Glauben, daß jede Sippe, d. h. jede Familie ihre guten Geister hat, die Fylgien, die immer im Verborgenen (wie die Heimchen am Herde) für das Wohl der Familie, der Sippe sorgen. Dazu gehört noch eine andere Auffassung:

Für den Nordgermanen ist ja die ganze Natur belebt, nicht nur mit allem Sichtbaren, sondern auch mit guten und schlechten Geistern, die nicht sichtbar sind. Ueber uns, über Mitgart, lag das Reich der Lichtalben, d. h. der Elfen und guten Alben. Unter uns, im Schoße der Erde dehnte sich das Schwarzalbenheim aus, mit den Zwergen und dunklen Alben, die uns schädlich gesonnen sind. Zu den Geistern der guten Art gehören auch die Fylgien (=Folgegeister). Wenn also der älteste Ahnherr des Geschlechtes das Walten der guten Fylgien gespürt hatte, dann mußte man versuchen, sie auch dessen Nachkommen gnädig zu erhalten. Das geschah am sichersten — und das erscheint uns Heutigen recht merkwürdig — durch die Vererbung des Namens.

Da heißt es z. B. in der Saga von den Seetalsleuten: „Er bekam einen Sohn; und als der Knabe zum Vater getragen und ihm aufs Knie gesetzt wurde, sagte er: Dieser Knabe soll Ingimund heißen nach seinem Muttervater, und ich wünsche, daß dessen Heil dem Namen folgt."

In derselben Saga heißt es weiter: „Wigdis gebar einen Sohn; und als der Vater sah, daß er einen klugen, stillen Blick hatte, nannte er ihn nach seinem Vater Thorstein und wünschte ihm das Heil seines Großvaters."

Aus diesen beiden Stellen schon ergibt sich der Sinn der germanischen Namengebung überhaupt: der Name soll seinem Träger Heil bringen, d. h. etwas Günstiges; insbesondere soll er ihm das Heil, das Glück der Sippe bringen, in die er hineingeboren ist. Diese Vorstellung beruht eben auf dem Glauben an die Fylgien. Daher wird den Kindern so häufig (heute geschieht es unbewußt) der Name nach den Großeltern gegeben!

„Im Norden", so sagt der dänische Forscher W. Grönbech, „wurde das Kind bei der Namengebung eigentlich geboren, das heißt, mit dem Leben der Sippe inspiriert; und der Name, der ja die Seele enthielt, wurde von einer Gabe begleitet, die den Namen „festmachen" und ihm Kraft geben sollte, in dem neuen Verwandten Leben zu wirken." So alt und so sinnvoll ist also der Gebrauch unseres Namenstags- und Geburtstagsgeschenkes!

Nicht nur die Fylgien, selbst die Götter sollen dem Neugeborenen mit ihrem Schutze beistehen. Das ist der Grund, warum der alte Isländer so häufig den Namen eines Gottes, meistens Thor, in den Namen mit hineinnimmt: Thorstein, Thorbjörn usw., sie zählen zu Dutzenden. „Indem jene Frommen den Namen des Gottes in den Menschennamen einfügten, nahmen sie ein Stück seines Wesens in sich auf. Der Gott lebte und wirkte in ihnen, wie später das Glück und die Lebenskraft der Ahnen in den Nachkommen wirkte, der seinen Namen trug. Der Gott war dem Kinde, das seinen Namen trug, zur Freundeshilfe verpflichtet; genau wie später die Sippe, deren Vertreter (also meist der Vater) dem Kinde zu jeder Freundeshilfe verpflichtet war; denn mit dem Namen wurde es ein Glied der Sippe." (Nach Kummer, Midgards Untergang.)

Nun verstehen wir auch, warum bei Fürsten- und Königshäusern so oft immer derselbe Name wiederkehrt: Friedrich, Ludwig, Otto, Wilhelm, — es sollte der Ahnherr des Geschlechtes mit seinem Namen auch sein Glück und seine Herrscherkraft dem Nachkommen weitervererben!

Daher kann in der Saga auch ein Sterbender als letztes und kostbarstes seinen Namen vererben, wie es jener Finnbogi der Starke tut, der erst sein Erbe verteilt und dann fortfährt:

„Nun will ich dir (= Urdarkött) meinen Namen schenken. Ich bin nicht zukunftskundig; doch denke ich, dein Name wird leben, so lange die Welt steht. Es wird mir dann eine Ehre sein und meinen Verwandten, daß ein so berühmter Mann von mir den Namen hat, — wie du einmal wirst, wenn es so kommt, wie ich denke. Denn mir hat das Geschick das nicht zugedacht."

Wir haben selbst ein Zeugnis aus den Sagas dafür, daß ein sterbender Räuber und Missetäter, namens Jökul, der jedoch aus vornehmem Geschlechte stammt, als letzten Wunsch vor seinem Tode seinen eigenen Mörder um Fortführung seines Namens bittet, aus Reue um sein verfehltes Leben und aus dem Verlangen, in seiner Sippe wieder ehrlich zu werden. Dieser Wunsch geht allerdings nicht gleich bei dem Sohne seines Mörders in Erfüllung, sondern erst bei dessen Enkel; denn der Mörder hat sich begreiflicherweise doch gescheut, seinem Sohne einen Namen nach einem Räuber und Uebeltäter zu geben! Die Saga erzählt daher weiter: „Später bekam er (= Ingimund) noch einen Sohn, der hatte scharfe Augen; und als er dem Vater auf den Schoß gesetzt wurde, sagte Ingimund: Dieser Knabe hat scharfe Augen, er wird kein fügsamer Mann werden, aber treu und gut zu seinen Verwandten, wenn ich recht sehe; wir werden ihn Jökul nennen als Andenken an unsern Gesippen, — so wie mein Vater uns zu tun geheißen hat."

Wir heutigen Menschen handeln unbewußt nach derselben Anschauung, wenn wir dem Kinde den Vornamen des Vaters, des Großvaters oder sonst eines lieben Verwandten geben, — denn damit hegen auch wir den stillen Wunsch: das Kind möge so werden wie der, dessen Namen es trägt! Keinem Vater wird es jemals einfallen, sein Kind nach einem Mitgliede der Familie zu benennen, das im Leben Schiffbruch gelitten oder im Gefängnis gestorben ist. So stark sind wir alle unbewußt in unserer völkischen Vergangenheit und nordischen Wesensart verwurzelt! — „Dein Name zeigt deine Herkunft, er ist das Sinnbild des Charakters deiner Ahnen und deiner Sippe und ist ein Stück deutscher Geschichte dazu. Die Erforschung seines Namens ist eines jeden Deutschen Pflicht. Durch sie erst erhält alle Familienforschung ihren tiefsten Sinn."

Der Oster-Versetzung entgegen!

Von Dr. M. Krüger

Es ist eine alte Tradition, daß die Herbstzensuren sehr vielen Schulen kein erhebendes Bild bieten; der Grund ist leicht zu sagen: Frühling und Sommer sind nun einmal zu schön, Spielplatz und Wald und Flur locken unwiderstehlich, und es gibt soviel Ferien, Wander- und Sporttage! — Auch ohne großes Zutun der Eltern ändert sich das Bild nach den Herbstferien: das Winterhalbjahr ruft die meisten von selbst zur Sammlung, und so erklärt es sich, daß die Weihnachtszensuren im allgemeinen schon ein viel besseres Bild bieten als die Herbstzensuren. Hierauf sollten die Eltern in erster Linie sehen und nicht bloß darauf, ob der gefürchtete Versetzungsvermerk drinsteht, der auf Weihnachten und Weihnachtsferien so leicht einen Schatten wirft. Es bleiben freilich noch genug Fälle, in denen geurteilt werden muß: die Versetzung erscheint z. Zt. ausgeschlossen; aber auch hier muß man in der Beurteilung der „Schuldfrage" vorsichtig sein; wenn wir z. B. nach sorgfältigster Prüfung hin und wieder Eltern von Sextanern den Rat geben, den Jungen abzumelden, so tun wir das doch aus Fürsorge für das Kind, das den Anforderungen der höheren Schule entweder noch nicht oder überhaupt nicht gewachsen ist und das wir vor Ueberlastung mit all ihren schädlichen Folgen für Geist, Gemüt und Körper bewahren möchten. Wollten in solchen Fällen Väter und Mütter ihre Enttäuschung und ihren Unmut die Kleinen entgelten lassen, so verdienten sie nicht, Eltern dieser sonst vielleicht sehr liebenswerten und anstelligen Jungen zu sein. Und Aehnliches gilt von vielen Schülern höherer Klassen. So bleibt nur eine kleine Zahl solcher Jungen übrig, deren Eltern berechtigten Anlaß haben zu zürnen.

Wenn nun die Arbeit des letzten Vierteljahrs begonnen hat, so sind sich alle drei beteiligten Kreise darüber klar, daß der „Endspurt" beginnt; wie beim Läufer konzentrieren sich alle Kräfte, und das Tempo steigert sich zur größten Anspannung. Auch hierzu einige Bemerkungen: viele Eltern sehen immer noch ihren Hauptanteil an diesem Endkampf darin, daß sie das Opfer des Nachhilfeunterrichtes bringen. Ich sehe im Folgenden ganz ab von der alten Unsinnigkeit, in den letzten 6 oder 7 Wochen damit beginnen zu lassen; ich spreche nur von dem Grundsätzlichen dieser immer wieder behandelten Frage: der Auslese-Erlaß, der in den letzten Nummern der „Reichs-Elternwarte" schon behandelt worden ist, schreibt ausdrücklich vor: „Nachhilfestunden sind möglichst einzuschränken". Das Wort „möglichst" zeigt, daß es selbstverständlich immer Fälle geben wird, in denen Nachhilfe-Unterricht erlaubt, ja sogar geboten erscheint: nach längerer Krankheit oder Schwächezuständen, nach Schulwechsel, bei zu sehr einseitiger Begabung, mitunter auch bei Stockungen in der Zeit der körperlichen Entwicklung und endlich, wenn die Familienverhältnisse so sind, daß sich niemand um das Kind kümmern kann oder kümmert; aber abgesehen von diesen Ausnahmen werden nicht bloß die Lehrer, sondern alle Eltern, die das nationalsozialistische Auslese- und Leistungsprinzip freudig bejahen, diese Bestimmung begrüßen, und sich mit Selbstverständlichkeit danach richten. — Ferner: ist das letzte Vierteljahr sehr lang, so können viele Kinder der beiden untersten Klassen mit ihren Kräften nicht voll bis zum Ende durchhalten; das ist eine alte Erfahrung, und die Schule hat längst daraus den Schluß gezogen, daß die Darbietung des „Pensums" bis Anfang März erledigt sein und der letzte Monat in der Hauptsache die Durcharbeitung und Wiederholung bringen soll; auf diese Weise ist es noch vielen Kleinen möglich, das Neue zu „verdauen"; so können sie in Ruhe das Ergebnis ihrer Jahresarbeit in sich aufnehmen. — Und ein Letztes: die meisten unserer Jungen gehören selbstverständlich dem Jungvolk oder der HJ. an. Immer wieder nun fragen die Eltern in der Sprechstunde uns Lehrer und Leiter, ob sie nicht ihre Kinder in dieser Zeit vom Dienst befreien lassen sollen. Ich halte diese Einstellung für ganz falsch: jedes Kind braucht eine Entspannung, und für keines ist die amtliche festgesetzte Zeit — ein Abend und der Sonnabend, dazu gelegentlich der Sonntag — zu viel. Handelten alle Eltern so würden viele Mißverständnisse und Aergerlichkeiten vermieden werden.



Ilse-Heim

ein Hort für unsere Kleinsten

Sonderbericht von

Horst Thieme

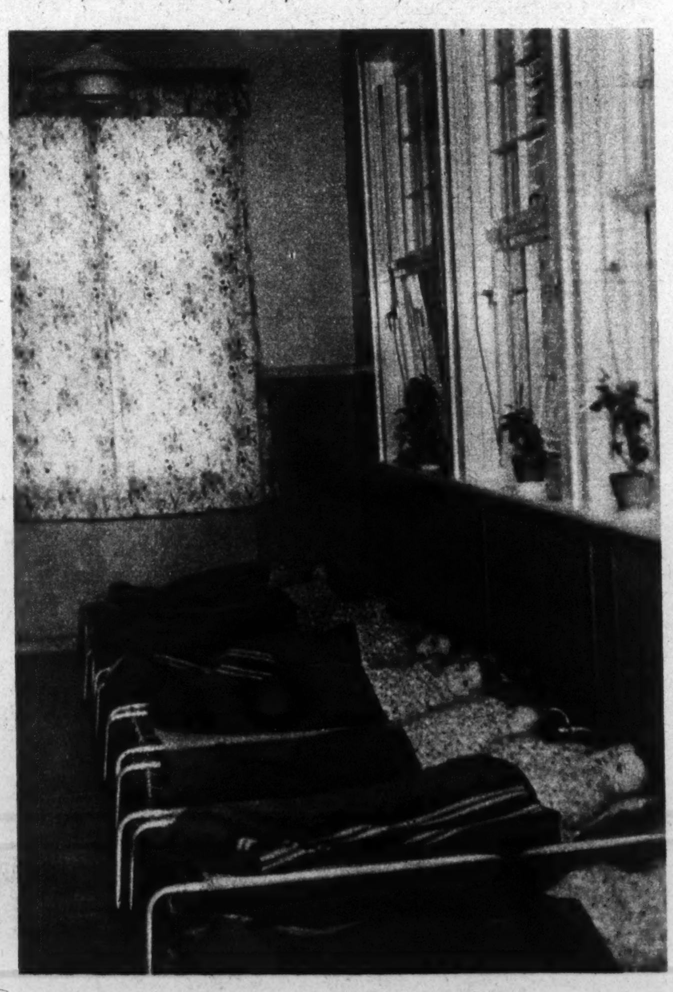
mit vier Aufnahmen des Fotohauses Ertl in Erfurt

Als Friedrich Fröbel im Jahre 1840 in Blankenburg den ersten Kindergarten gründete, ahnte noch kein Mensch, daß diese Einrichtung einmal zu einem wertvollen Bestandteil der Jugenderziehung werden sollte. Heute ist der Kindergarten überhaupt nicht mehr wegzudenken; denn überall, wo die Frauen und Mütter beruflich tätig sind oder sonst einer Beschäftigung nachgehen, die es ihnen nicht erlaubt, sich ihren kleinsten Kindern so zu widmen, wie es erforderlich ist, sorgen Kinderheime und Kindergärten dafür, daß die jüngsten unserer Volksgenossen treu behütet und geleitet werden.

In den Großstädten ist das ganz selbstverständlich geworden, daß die kleinen Kinder zwischen drei und sechs Jahren tagsüber Aufnahme in einem Kinderheim finden, wenn die Mutter selbst anderweitig in Anspruch genommen ist. Auf dem Lande dagegen waren die kleinen Jungen und Mädchen sich meistens selbst überlassen. In Vippach-Edelhausen, einem größeren Dorfe bei Weimar, besteht nun seit dem 29. September 1935 ein Heim für Kleinkinder vom dritten bis zum sechsten Lebensjahre. Dieses Kinderheim auf dem Lande wurde von dem kürzlich zum Gauleiter der bayerischen Ostmark und Reichsleiter des NS.-Lehrerbundes berufenen thüringischen Innen- und Kultusminister Wächtler gestiftet, und trägt ihm zum Dank den Namen seiner Gattin: „Ilseheim."

Hell und frei steht das Haus da. Ueber dem Eingang grüßt das Symbol unseres Staates, eine blitzende Front von Fensterscheiben zeigt an, daß es im Innern hell und luftig ist. Wir treten nun in den kleinen Flur ein. Da es grade kurz nach Mittag ist, herrscht Ruhe: denn jetzt ist Schlafzeit. Wir dürfen einen Blick in die Liegehalle tun, in der sechzehn Kinder, eingehüllt in warme Decken, auf ihren Liegestühlen liegen und uns anblinzeln.

Neben der Liegehalle befindet sich der Tagesraum. Da fehlt auch gar nichts, was ein Kinderherz erfreuen kann: unauffällig, raumsparend gibt es da Wandschränke und Kästen, in denen alles das enthalten ist, was man nötig hat, um eine größere Anzahl Kinder — zur Zeit werden im Ilseheim zweiunddreißig betreut — abwechslungsreich zu beschäftigen. Spiele, Baukästen, Laubsägen, Werkzeuge zum Malen, Flechten, Basteln und Kleben. Natürlich ist auch eine Puppenecke da, die sogar ein Kasperletheater enthält, Bilderbücher sind vorhanden und an der



Wand hängt eine große Kuckucksuhr, die mit hellen und deutlichen Kuckucksrufen den Ablauf der Zeit verkündet. Tagesraum und Liegehalle befinden sich nebeneinander; von halber Höhe an wird die trennende Wand von Glasscheiben gebildet, die genug Licht hereinlassen. Außerdem besteht auch die eine Wand des Tagesraumes nur aus Fenstern, sodaß für Licht und Luft hinreichend gesorgt ist.

Die Leiterin des Ilseheimes, Tante Marianne, wie sie von den Kindern genannt wird, erklärt uns, daß der Kronleuchter, der von der mit Goldleisten besetzten Decke herabhängt, das Kunstwerk eines Rhönschnitzers sei und immer besonders aufmerksam betrachtet würde. Augenblicklich ist er in einen Adventskranz umgewandelt, aber man erkennt doch die geschnitzten Figuren: Frösche, Rehe, Hasen, Hunde — ein Fuchs jagt einer flatternden Gans nach usw.

Wie die Leiterin erzählt, wird großer Wert darauf gelegt, daß die Kinder das, was sie selbständig verrichten können, auch wirklich selbständig tun. In der kleinen, sauberen Küche zum Beispiel finden wir vor dem blitzenden, weißen elektrischen Herde zwei Mädels, die Kakao anrühren. Das fließende kalte und warme Wasser ist so handlich angebracht, daß auch die kleinen Arme der Dreijährigen alles erreichen können.

Die Einrichtung des Waschraumes zeigt uns, wie glücklich hier der Gedanke, das Zuhause sinnvoll zu ersetzen, durchgeführt wurde. Man findet ja gerade in Heimen oftmals Bequemlichkeiten, die man zu Hause nicht gewöhnt war. Darauf ist hier verzichtet. Im Waschraum der Kinder gibt es kein fließendes Wasser. Es sind Bauernkinder, die hier betreut werden; von Hause aus ist es ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, daß man sich in einer Waschschüssel wäscht. Und so wird es auch im Heim gehalten. Die Kinder holen sich in ihren Schüsseln ihr Waschwasser selbst, waschen sich und reinigen die Waschschüsseln auch wieder — genau so, wie sie es vom Elterhause her kennen. Der ländliche Charakter bleibt gewahrt. Natürlich sind auch Badevorrichtungen vorhanden. Wannenbäder und Duschen sorgen für die gründliche Körperpflege.

Es ist bezeichnend, daß diese Kinder hier weder schwerfällig noch unbeholfen schüchtern sind. Sie antworten klar und willig auf jede Frage, man merkt ihnen an, daß sie innerhalb einer Gemeinschaft groß werden, und daß diese Gemeinschaft, die ihnen Zerstreuung gibt und kleine Pflichten auferlegt, sie zu einer vernünftigen Selbständigkeit heranbildet.

Wie die Leiterin erzählt, wird die Einrichtung dieses ganz modern ausgestatteten Heimes voll und gerne in Anspruch genommen, zumal auch der Kreis und die NSV zum Wohle der Allgemeinheit die hauptsächlichen Träger des Heimes sind, die Eltern haben nur einen mäßigen Beitrag zu entrichten und können ihre Kinder beruhigt der Fürsorge des Heims überlassen. Der Tag wird ausgefüllt mit sinnvollen Zerstreuungen, aus dem Spiele erwächst die Belehrung. Viele Kinder erziehen sich untereinander immer noch besser, als der fähigste Erzieher ein einzelnes Kind erziehen kann. Die ordnende Hand der Landkinderpflegerin gibt Anleitung und Anregung, hilft hier und da einmal nach, aber vielleicht ist es am meisten von Wert, daß die Kinder in ihrem Tun und Handeln eine ernste Pflicht spüren.

Zweiunddreißig Jungen und Mädel trinken am Nachmittag ihren Kakao. Sie sitzen auf ihren Kinderstühlchen um die kleinen Tische herum, der Raum summt und klingt und ist erfüllt von einer zufriedenen Vergnüglichkeit, einige wandern immer wieder in die Küche, um eine neue, große Kanne Kakao zu holen. Sie lassen sich nicht stören bei ihrer Tätigkeit. Und Tante Marianne hat den Kopf voll, denn überall soll sie sein; bald klingt es hier: „Tante Marianne!", bald ruft dort ein Stimmchen: „Tante, komm mal bitte her!" Und überall ist Tante Marianne, lacht hier mit und muß dort ein ernstes Wort sagen und hilft an jener Stelle.

Schafft Kindergärten auf dem Lande! Die „Reichs-Elternwarte" hat auf diesen Ruf schon einmal hingewiesen. In geradezu vorbildlicher Weise hat der neue Führer des deutschen Erzieherstandes, Reichsleiter Wächtler, den Weg gewiesen, indem er Thüringen mit seinem „Ilseheim" eine der vorbildlichsten Anstalten stiftete. Zugleich aber hat er damit bekundet: Wir wollen sein, wozu der Führer uns berufen hat, Erzieher und Freund.





Kurt kann nicht



Von Oscar G. Foerster

Wir spielen mit Kurt, Erna und Grete das neue Lottospiel, das er unter dem Weihnachtsbaum gefunden hat. Kurt hat schon zweimal gewonnen, und die Nummern auf seinen bunten Karten als erster vollgelegt. Dann aber wendet sich das Blatt, und beim dritten und vierten Male verliert Kurt. Da verliert sich alle Fröhlichkeit aus seinem Gesicht, er wird ernst und traurig, dann ärgerlich und aufgeregt.

„Aber Kurt!" lacht die Mutter, „du kannst doch nicht immer der erste sein, die anderen wollen doch auch mal gewinnen!"

Doch Kurts Mißstimmung wird dadurch nicht gebessert. „Ich will aber nicht verlieren!" sagt er verbissen.

So fängt es immer an. Wenn Kurt beim Spiel verliert, gibt es Zank und Streit. Erna und Grete dagegen spielen allein aus Freude am Spiel, es macht ihnen nicht viel aus, wenn sie mal verlieren. Kurt aber ist vom Spielfieber gepackt und will das Glück mit Gewalt auf seine Seite zwingen.

Zum ersten Male erkennen die Eltern: Kurt kann nicht verlieren! Er erträgt es einfach nicht! In der Sorglosigkeit seines Kinderdaseins sind ihm die Enttäuschungen und Fehlschläge des Lebens bisher unbekannt geblieben. Und nun, beim Spiel, erlebt er zum erstenmal, was es heißt, einen Verlust zu erleiden. Dagegen wehrt er sich. Es scheint ihm, als ob sich hier plötzlich eine unbekannte, tückische Macht aufrichte, gegen die er ohnmächtig ist. Da glaubt er, das Schicksal habe sich gegen ihn verschworen, er habe kein Glück, es habe ja keinen Zweck, sich dagegen aufzulehnen, er schaffe es ja doch nicht. Mutlosigkeit und Enttäuschung beherrschen ihn und machen ihn unverträglich und neidisch. Und ist doch sonst ein so netter Junge, der Kurt. Die Eltern wissen nicht recht, wie sie Kurts Spielleidenschaft heilen können. So kommt es, daß sie ihm zunächst falsche Hilfe leisten.

Wenn Kurt im Spiel verliert und sein trauriges Gesicht aufsetzt, dann sagt die Mutter wohl: „Armer Junge, du hast wirklich ein schreckliches Pech!" Das soll Kurt trösten! In Wirklichkeit aber verschlimmert es seine Mißstimmung. Ich habe Pech! denkt Kurt. Die Mutter sagt es selbst. Und in seiner Seele setzt sich die Ueberzeugung fest, daß er ein ausgemachter Pechvogel sei. Dies Bewußtsein einer Unterlegenheit dem Leben gegenüber lähmt seinen Mut und seine Kraft. Nicht nur im Spiel — auch im Leben!

Ebenso wenig aber half die Mutter Kurt, als sie mit den anderen vereinbarte, Kurt beim Spielen gewinnen zu lassen. Damit stärkte sie nur seinen Glauben an das Immer-Gewinnen-Müssen und seine Unfähigkeit, Verluste zu überwinden.

Nein, hier müssen wir Kurt auf eine ganz andere Weise helfen. Er verträgt es nicht, einmal der Verlierer zu sein. Also müssen wir ihn erziehen, das Verlieren zu ertragen!

Es gilt dabei zunächst, Kurt überhaupt den Sinn des Spielens zu enthüllen. „Ich will nicht verlieren,



verlieren!

4 Aufnahmen Atlantic-Photo



ich will gewinnen!" sagt er. Da haken wir ein. „Siehst du", sagen wir, „dir macht es nur Spaß, wenn du gewinnst. Aber wir sind doch noch vier, die mitspielen und die auch gern mal gewinnen möchten! Und wir spielen doch nicht deshalb, damit einer von uns immerzu gewinnt und alle anderen verlieren, sondern weil das Spielen uns Freude macht. Ob wir gewinnen oder verlieren, darauf kommt es gar nicht so sehr an."

Das gibt Kurt zu denken. Und wenn er dann merkt, daß es wirklich so ist, daß wir selbst zum Beispiel uns gar nicht ärgern, wenn wir verlieren, dann wird er vielleicht auch den eigenen Verlust nicht mehr so schmerzlich empfinden.

Und dann müssen wir ihm noch eins klar machen: „Deine Schwestern freuen sich auch ordentlich, wenn sie zuerst mit ihren Karten fertig sind. Du weißt ja selbst, wie fein das ist. Wenn du dich mit ihnen freust, wenn sie gewinnen, gibt es überhaupt keinen Aerger. Da ersetzt einem das Mitfreuen den eigenen Verlust."



Wenn die Spielleidenschaft Kurts noch in den Anfängen steckt, dann kann man mit solchen Hinweisen noch viel ausrichten. Da ist es auch noch gut möglich, Kurt „zum Verlieren zu erziehen", d. h. ihn daran zu gewöhnen, über Verluste hinwegzukommen. Gleich, nachdem Kurt die ersten Male Verlierer im Spiel blieb, geben wir ihm ein ermutigendes Wort: „Du kommst auch noch mal zum Gewinnen!" oder eine tröstende Anerkennung: „Beinahe wärst du erster geworden, hast ja schon fast alle Karten vollgelegt!" Solche Worte helfen Kurt schneller über die Enttäuschung des Verlorenhabens hinweg und lassen ihm das Verlieren als etwas erscheinen, das gar nicht so schlimm ist, wenn man nur den Mut zu neuem Anfangen behält.

Aber wir haben noch eine andere Möglichkeit, Kurt über seine Haltung hinwegzuhelfen. Enttäuschungen und Verluste meistert auch im Leben der am besten, der in innerer Festigkeit auf sich selbst vertraut. Kurt ist ein Junge, der doch schon in die Schule geht und allerlei gelernt hat. Packen wir ihn einmal bei der Ehre! „So ein großer Junge", sagen wir ihm, „ärgert sich doch nicht mehr, wenn er beim Spielen verliert. Beim Spiel ist viel Glück dabei. Aber in der Schule und im Leben geht es nicht nach Glück und Zufall. Du hast doch schon lesen und rechnen gelernt — weil du dich angestrengt hast und fleißig gewesen bist. Zu Anfang war das auch manchmal schwer. Wenn du da gleich traurig und ärgerlich gewesen wärst, dann könntest du heut nicht lesen und rechnen. Und was ein großer Junge ist, der muß sich zusammennehmen können, auch wenn mal etwas nicht nach seinen Wünschen geht."

Mit solchen Gesprächen, für die jede Mutter die rechten Worte sicherlich zu finden weiß, wächst auch in der Seele des von Spielleidenschaft ergriffenen Kindes mählich die Erkenntnis: Ja, es gibt ein Schicksal, das uns manchmal, im Spiel und im Leben, verlieren läßt. Aber das geht nicht nur dir, sondern jedem Menschen so. Und man muß auf seine eigene Kraft vertrauen, die Unglück und Enttäuschung überwinden

hilft, und nach dem Verlieren sagen können: „Vorbei! Nun fang' ich von frischem an!"

Es ist ein seltsames Ding mit den kleinen Alltagsnöten der Kindererziehung. Kurts Vater hat anfangs gelacht, als die Mutter ihm erzählte: „Was ist nur mit dem Kurt? Der kann ja nicht verlieren!" — „Du machst viel zu viel Aufhebens von solcher Kleinigkeit!" hatte der Vater gesagt. „Der wird es schon noch lernen, das Verlieren. Laß ihn erst mal groß werden!"

Aber mit dieser Hoffnung weichen wir der Frage nur aus. Kurt soll gut vorbereitet für das Leben und seine Aufgaben sein, wenn er einmal aus unserer Obhut in die Welt hinausgeht. Wenn er dann noch nicht gelernt hat, Verluste zu überwinden, dann kann er leicht nach den ersten Enttäuschungen im Leben Mut und Selbstvertrauen einbüßen. Darum: nicht auf später hoffen, sondern gleich anfangen! Erziehen wir den achtjährigen Kurt dazu, auch beim Verlieren frohen Mut zu behalten, so wird der zwanzigjährige Kurt auch den Fehlschlägen und Verlusten im Ernst des Lebens gefaßt und voll kraftbewußten Mutes widerstehen können.

Bloß verhauen?

Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Wenn ihr meint, Purzel sei ein drolliger, süßer, kleiner Engel, dann irrt ihr euch ganz gewaltig. Purzel kann ein wahrer, kleiner Unhold sein, und wenn es auch hierzu der beihelfenden Anregung ihres Freundes und Trabanten Willi bedarf, so beweist das doch immerhin, daß die Keime in ihr schlummern, und es nur des kleinsten Anlasses bedarf, sie hervorschießen zu lassen. Laßt mich schweigen von den tausend kleinen Teufeleien, mit denen sie nicht nur mich, sondern die ganze, höchst friedfertige Nachbarschaft tagtäglich schrecken; denn gestern hörte ich von ganz Schlimmem, und zwar hat sich Willis Mutter — und sehr zu Recht — verpflichtet gefühlt, mich davon in Kenntnis zu setzen.

Sie hocken — Purzel und Willi — auf der Steinbrüstung der Außentreppe und beschimpfen alle Vorübergehenden. Nicht etwa aus Bosheit oder Mißachtung oder Streitsucht. Aber sie gefallen sich darin, ihnen mit jubelnder Frechheit Worte entgegen- oder nachzurufen, die vielleicht eines gewissen derben volkstümlichen Humors nicht entbehren, sich aber als offizielle Betitelungen oder Aufforderungen aus dem Munde zweier sonst anständig anmutender Kinder recht befremdlich ausnehmen.

Kurz und gut: meine Feder sträubt sich, das auch nur niederzuschreiben, was Purzel ihren Mitmenschen seit Tagen unter herausforderndem Jubel zuruft.

— „Ich hab' den Buben eben tüchtig verhauen," sagt mir Willis Mutter, und dann empfiehlt sie mir, ein Gleiches zu tun.

Hauen? — Purzel hauen?

Ich haue ungern, und verspreche mir gerade hier keine anhaltende erzieherische Wirkung davon. Außerdem wird Purzel — ich kenne doch Purzel — diese Haue keineswegs als Ausfluß ausgleichender Gerechtigkeit hinnehmen, wie Willi, der anderen Gemütes und ungelenkeren Geistes ist als sie. Im Gegenteil: sie wird mir vorwerfen — wenn nicht mit Worten, so doch innerlich —: Schimpfen tut nicht weh, aber Haue schmerzen. Ich habe bloß ein bißchen geschimpft, und dafür werd ich so empfindlich gehauen. Und sie wird an unseren Beziehungen irre werden. Schlage ich sie aber unempfindlich, so wird sie das Ganze durchaus als Formensache betrachten, ihre Schläge mit dem Ausspruch: „Das tut nicht weh" quittieren, und statt einen Kobold zu bändigen, werde ich sieben andere losgelassen haben. . . . Ich nehme mir Purzel zunächst einmal vor und bemühe mich, ihr das Ungebührliche ihres Betragens klar zu machen.

Sehr diplomatisch behauptet sie, sie hätten gespielt.

Was sie denn gespielt hätten?

„Gassebuben."

„Pfui, Purzel — so ein häßliches Spiel."

Sie schüttelt den Kopf. „Es war fein!" verteidigte sie sich.

— „Schimpfen ist nie fein. Und die Leute, die ihr beschimpft habt, können doch auch gar nicht wissen, daß ihr gespielt habt."

Purzel streift mich mit einem unbeschreiblichen Blick. Verständnislosigkeit, liegt in diesem Blick. Was liegt an der Meinung der Leute, wenn es um die höchsten Genüsse eines Spieles geht?

Nein — wir wandeln durchaus auf getrennten Wegen, Purzel und ich — und werden so niemals zusammenkommen.

Und so sage ich ernst:

„Das sind aber häßliche Worte, Purzel — und auch im Spiel darf man nicht häßliche Worte sagen. Das sind schmutzige Worte, und wer sie in den Mund nimmt, bekommt einen schmutzigen Mund."

— „Abwaschßen" rät Purzel.

„Kann man nicht abwaschen, Purzel — ganz bis innen drin sitzt der Schmutz."

Purzel besinnt sich. „Auch nis mit die Ssahnbürste?"

„Auch nicht mit der Zahnbürste."

„Laß mis mal in Ss—piegel gucken," schlägt Purzel vor.

„Nein — ein so schmutziges Kind, das noch dazu Freude an häßlichen Worten hat, darf nicht in meinen Spiegel gucken."

Purzel wird sehr nachdenklich und dann sehr traurig. Aber ihr Schmetterlingsgemüt, zart und zerbrechlich wie ein solches, ist auch ebenso flatterhaft und leicht.

„Denn laß mis wieder nausgehn, ja?"

Tiefbetrübt ob des gänzlichen Mißerfolges meiner Theorie entlasse ich sie. Nun zieht sie ab. — „Wiedersehn, Müttßen!" — und wie immer, wenn sie zum Spielen ausrückt, reckt sie sich auf die Zehenspitzen, um mir „ein Buß" zu geben.

Aha, Purzel, jetzt habe ich dich!



Aufnahme Schersch

„Nein," sage ich, „von einem solch schmutzigen Mund will ich keinen Kuß."

Erst stutzt sie, sieht mich fassungslos an, dann beginnt es im linken Augenwinkelchen verräterisch zu schillern. —

„M u t — t i ?"

Ich löse mit sanfter Gewalt zwei Ärmchen, die sich um meine Knie — höher reichen sie ja noch nicht — klammern, und entferne zehn schwärzliche kleine Finger von meinem Rock.

„M—m—ütt—ß—ßen!?!"
und nun bricht Purzel in ein lautes Wehgeschrei aus. Sie schluchzt herzbrechend und ich — tief gerührt und sicherlich mehr gestraft als sie — streichle ihr Köpfchen, das sich in meinen Schoß kuschelt.

„Mütt—ße, — wann — wenn — is denn mein Mund wieder reine?"

„Wenn du ganz lange keine solchen Worte mehr sagst."

„W i e lange?" forscht sie, von Schluchzern gestoßen.

„Nie wieder, Purzel."

„Nie wieder," weint sie auf, und ich bleibe im Zweifel, ob es als ein heiliger Eid oder als tiefster Jammer ob der gesetzten Bewährungsfrist aufzufassen sei.

Schließlich zieht sie, halb getröstet, ab. Und nicht lange darauf ist sie wohl ganz getröstet, denn sie erscheint alsbald in Willis Begleitung, und sie spielen sehr nett und artig an ihrem Tischchen mit dem Bärchen und dem kleinen Stofflöwen „Topsy".

Ich kann mich nicht enthalten, Willi auch noch einmal zur Rede zu stellen.

„Is schon widder gut," beruhigt mich Willi. „Mei Mutter hat mich doch schon verhaue."

Purzel staunt ihn mit unverhohlenem Neide an; und sie sagt: B l o ß verhauen? Aber meine Mutter hat kein Kuß von mir haben gewillt."

Willi schaut mich an. Er reißt Mund und Augen weitestmöglich auf, mustert mich von Kopf zu Füßen. Sicher hätte er hinter mir eine solche Grausamkeit nicht vermutet.

Schule und

Ein Beitrag

In den Ausführungen: „Mein Vater hat gesagt . .", die A. Burger im Oktoberheft der „Reichs-Elternwarte" veröffentlicht hat, wird an einigen Beispielen gezeigt, wie sehr Kinder darunter leiden müssen, wenn Schule und Elternhaus gegeneinander statt miteinander arbeiten. —

Es sind die verschiedensten Einflußkreise, in die der junge Mensch gestellt ist: Elternhaus, Schule und Staatsjugend suchen wohl am stärksten auf ihn einzuwirken. Aber auch die Partei mit ihren entsprechenden Unterorganisationen beansprucht ihr Recht an dem Jugendlichen; in den Oberklassen der höheren Schulen sind einige Jungen gelegentlich der SA. und SS. eingegliedert. Auf dem Lande ist es der Reichsnährstand, der durch eine besondere Abteilung seiner Organisation den jungen Menschen betreut. Auch die DAF. erblickt in der Durchführung von Kursen u. ä. für Jugendliche in der Berufsausbildung eine ihrer großen Aufgaben. Rechnet man hierzu noch die allgemeine staatliche Jugendfürsorge — wesentlich eine Angelegenheit des Reichsinnenministeriums — so wird man mit Erstaunen feststellen, wie verschiedenartig die Einflüsse sind, denen der junge Mensch ausgeliefert ist. Und alle diese Organisationen und Gruppen melden mit mehr oder minder leidenschaftlichem Nachdruck ihre Ansprüche auf die Jugend an! Wieweit sich die Vertreter der verschiedenen Gruppen mit diesen Dingen überhaupt auseinandersetzen, ist hier nicht zu untersuchen, es soll allein an einigen Beispielen vom Verhältnis zwischen Schule und Elternhaus gesprochen werden, das in diesem Zusammenhang allein interessiert — Beispiele, die, wie ich hoffe, geeignet sind, bei der Elternschaft Verständnis für den erzieherischen Willen der Schule zu wecken. Die Jungen, von denen hier gesprochen wird, befinden sich in jenem Zustand ihrer Entwickelung, der allgemein als „Flegeljahre" bezeichnet wird, der durch die Ausreifung der Keimzellen und die Auswirkung dieses Vorganges auf die seelische Entwickelung des Jugendlichen bedingt ist. Daß dieser Vorgang sich bei Jungen weit nachhaltiger auswirkt als bei den Mädchen und zu schweren Störungen der seelischen Haltung führen kann, ist bekannt. — —

Der Schüler X. — 15 Jahre alt — ist ein besonders kräftig entwickelter Junge, der sich seit Wochen eine Fülle von Verstößen gegen die Schuldisziplin zuschulden kommen läßt. Ermahnungen, kleine Strafen fruchten nichts. Da ereignet sich der folgende Fall: beim Wandertag — einem Sonnabend — fehlt X. Am Montag ist er auch nicht da, ebenso nicht am Dienstag. Am Mittwoch entschuldigt er sich mit einer Knieverletzung, den Entschuldigungszettel habe er vergessen. Da nun auch am Donnerstag von den Eltern das Fehlen des Jungen nicht begründet wird, bittet sie der Klassenleiter um eine Rücksprache. Es stellt sich heraus, daß die Eltern vom Fehlen ihres Jungen keine Ahnung hatten. Törichterweise hält der Junge auch in Gegenwart der Eltern seine Ausrede aufrecht und bequemt sich erst allmählich zu einem Geständnis: er sei mit einem jungen Mädchen seiner Bekanntschaft und einem gleichalterigen Jungen zum Segeln gewesen. (Der Vater des Mädchens sei Sportsegler und habe X. des öfteren als Bordjungen mitgenommen.) Natürlich mußte der Junge bestraft werden. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß er die Schule hätte verlassen müssen, da er schon häufiger wegen seiner mangelnden Zucht bestraft war — so war er mehrfach gefaßt worden, daß er auf dem Schulweg geraucht hatte, umgeben von einem Schwarm seiner Altersgenossen, die ihn gruselig-erregt bewunderten. („Gott", sagte der Vater, „ist das so schlimm? Das haben wir früher doch auch gemacht!") —, weil bei dem Jungen aber offensichtlich Entwickelungsstörungen vorlagen und er früher tatsächlich ein frischer, ehrlicher, lebhafter Junge war, erhielt er zwei Stunden Arrest. Junge wie Eltern wurden darauf aufmerksam gemacht, daß er von der Schule verwiesen werden müßte, wenn er sich in die Schulgemeinschaft nicht einordnen könne. — Nach 14 Tagen wird X. dabei ertappt, wie er bei einer schriftlichen Korrekturarbeit mit seinem Nebenmann spricht. — Auf dem Radfahrhof treiben sich Jungen umher, die sich an den Fahrrädern zu schaffen machen. Selbstverständlich ist das verboten! X. ist unter ihnen. — Ein paar Wochen später wird X. gefaßt, wie er sich auf der Straße vor dem Schulgrundstück mit einem seiner Klassenkameraden herumtreibt. Natürlich ist das auch verboten! Zur Rede gestellt, erklärt er, er wäre beim Bäcker gewesen, da er sein Frühstück vergessen hätte; Dr. S. habe es ihm gestattet. Zwei Minuten später trifft der Klassenlehrer den Dr. S. Die Jungen wären gerade bei ihm gewesen, lautet dessen Auskunft, er habe ihnen das Verlassen des Grundstücks erlaubt. Um sich zu decken, hatten sich beide Jungen also hinterher die Genehmigung dazu erwirkt. — Der Vater wurde zur Rücksprache gebeten. Er müsse feststellen, erklärte der aufgebracht, daß in einer geradezu unverantwortlichen Weise, die jedes psychologische Verständnis seitens des Klassenlehrers und der anderen unterrichtenden Herren vermissen lasse, sein Junge beobachtet und unter Druck gehalten werde. Man dürfe erwarten, daß im national-

Elternhaus

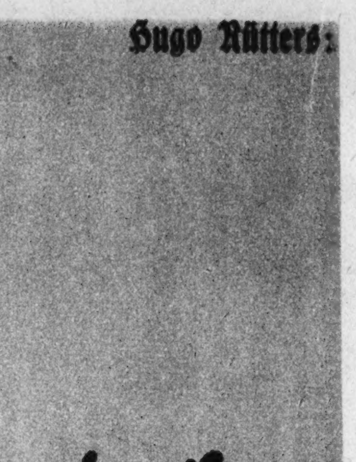
von Kurt Bona

sozialistischen Staat die Lehrer etwas mehr Verständnis für den Freiheitswillen eines kräftigen Jungen zeigten. Er befand sich mit seiner Empörung zwar im bedauerlichen Widerspruch zu seinen Beteuerungen von der absoluten Hochachtung vor dem echt deutschen Geist, in dem an der Schule unterrichtet würde, und vor dem psychologischen Tiefenblick des Klassenleiters, der die Verfehlungen seines Jungen so großzügig verstehe, — Beteuerungen, die freigebig und durchaus unerwünscht gezollt wurden damals, als der Junge auf Grund seines „Schwänzens" vor der Verweisung stand —, aber dieser Widerspruch störte den Vater offenbar nicht. Man schied nicht eben in Frieden! — Daß man auch anders kann, bewies einige Wochen später die Mutter, die sich nach dem Ergehen ihres Sohnes erkundigte und dabei geschickt zu erwähnen wußte, wie begeistert ihr Junge von dem Deutschunterricht seines Klassenleiters sei! Es entstand eine betretene Pause, als der Klassenlehrer erwiderte, er bedaure nur, feststellen zu müssen, daß diese erfreuliche Begeisterung im Unterricht geradezu heroisch gedämpft sei. Natürlich zeigte sich hier wieder einmal das mangelnde psychologische Verständnis des Lehrers! — —

Dieses Beispiel wurde deshalb so ausführlich berichtet, weil es deutlich zeigt, wie wenig Eltern oft die Absichten der Schule begreifen. Jeder unvoreingenommene Mensch wird zugeben müssen, daß es die Aufgabe der Leitung und der Lehrerschaft einer Schule sein muß, Zucht und Ordnung innerhalb der Schulgemeinschaft unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Wir sind gezwungen, mit besonderer Rücksichtslosigkeit da durchzugreifen, wo wir eine Gefährdung des Gemeinschaftslebens erkannt haben. Hierin liegt einer der Ansprüche der Schule als Sachwalterin des Staates auf die Erziehung. Und es ist erstaunlich, wie wenig ein Teil der Elternschaft der Schule diese direkte Form der Erziehung zugestehen will. Und gerade die Lehrer sind manchmal am stärksten der Kritik der Eltern ausgesetzt, die diese Aufgabe besonders ernst nehmen, die sich zugleich auch am ehesten und überzeugtesten um ein Verhältnis echter Kameradschaft mit ihren Jungen bemühen. Der Mann ist nicht „seriös", sagt ein Vater, — der Junge hört es natürlich —, er ist so „geradezu", beklagt sich eine Mutter, er ist so verletzend ironisch — eine andere. Und alle diese Fehlurteile sind nur möglich, weil das Unverständnis für die wahren Absichten der Schule durch den Unterricht wie durch das Leben in der Gemeinschaft der Schule bei vielen Eltern riesengroß ist. Als ein Deutschlehrer zu Beginn einer Doppelstunde, in der ein Klassenaufsatz mit dem Thema „Beobachtungen auf der Straße" geschrieben werden sollte, seine Jungen antreten ließ, sie an eine belebte Straßenkreuzung dicht bei der Schule führte und mit einem gutmütigen: „So, trollt euch; macht die Augen auf!" ziehen ließ, da sagte nicht nur die Zeitungsfrau, die sich von den Jungen Aufschluß über die ungewohnte Demonstration holte, kopfschüttelnd: „Nee, wat et nich all jitt!", sondern in manchem Elternhaus wurde nicht mit kritischen Glossen gespart. Es ist so töricht, zu meinen, die Autorität der Eltern werde durch irgendwelche Maßnahmen der Schule beeinträchtigt, und es ist noch törichter, mit einem unsicheren Wissen gegen irgendwelche Tatsachen, die der Unterricht vermittelt hat, angehen zu wollen. Im englischen Unterricht der Obersekunda bemängelte ein Junge — Galsworthy war gerade gestorben — die Aussprache des Namens dieses englischen Dichters seitens des Fachlehrers mit dem Hinweis, sein Vater habe ihm gesagt, der Name werde anders ausgesprochen! Es war für Vater und Sohn scheußlich peinlich, daß an Hand eines Aussprachewörterbuches ihnen nachgewiesen werden konnte, daß sie beide im Irrtum waren. Fälle dieser Art begegnen zu Hunderten im Anfangsunterricht jeder neueren Sprache. Gewiß ist es andererseits falsch — eine Meinung, die in manchen Kreisen der Elternschaft noch sehr verbreitet ist, und die auch viele Lehrer aller Schulgattungen gar nicht so ungern gelten lassen — zu glauben, es sei alles richtig und ehernes Gesetz, auf das man schwören könnte, was ein Lehrer so sage. Auch er ist Mensch und irrt; und es ist noch niemals ein Zeichen von Schwäche gewesen, wenn man einen Irrtum bekannt hat. —

Die Aufmerksamkeit, mit denen die Eltern, — leider längst nicht alle — das Gedeihen ihrer Kinder in der Schule verfolgen, ist so dringend erwünscht, und Zweifel sind ja dazu da, daß man sie kläre. Aber es ist falsch, daß die Kinder mit diesen Zweifeln belastet werden, ebenso wie es falsch ist, Vergehen der Kinder — und seien sie noch so geringfügig — grundsätzlich zu decken. (z. B. die Entschuldigungszettel!!!) Wir wollen ehrliche, aufrechte, geradsinnige Menschen aus unsern Jungen und Mädeln machen — wir müssen es aber erst einmal selbst sein. Und dazu gehört, daß wir Vertrauen zu denen haben, denen sie in der Schule anvertraut sind.

Hugo Rütters:



Neujahrsglocken

Noch fünf Minuten, und dann zählen wir 1936. Auch die Kleinen, die heute abend mit „aufbleiben“ dürfen, sind voller Spannung und Erwartung. Sie wissen zwar noch nicht ganz genau, was es bedeutet, daß die alte Jahreszahl ein- für allemal ausgelöscht sein wird. Aber der Vater und die Mutter haben es ihnen schon am Heiligabend versprochen, daß sie die geheimnisvolle Stunde der Zeitenwende im Kreise der Großen miterleben würden. Und nun sitzen sie mitten unter uns, ihre Augen blinken mit den silbernen Sternen am Christbaum um die Wette, hell klingen ihre Stimmen, und die feinen Näschen kräuseln sich fröhlich schnuppernd. Der Duft von frischen Pfannkuchen vermischt sich mit dem gelben Wachs der Kerzen und dem dampfenden Punsch zu einem wunderbaren Wrasen.

Noch vier Minuten. Die Eltern senken ihre Blicke ineinander, und flüchtig streichelt der eine des andern Hand. Es ist keine große Geste. Ein Lächeln begleitet sie, ein leises, feines, wissendes und schnell verhuschendes Lächeln, in dem mehr von Dank, Liebe, Glaube und Hoffnung weht als in den prunkvollen Worten einer Festrede. Unwillkürlich denken beide an den beschwingenden Ausspruch, auf den der Vater heute nachmittag stieß, als er schier zufällig einen Goetheband aufschlug und in den „Wahlverwandtschaften“ las: „Wer in einem gewissen Alter frühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisieren will, betrügt sich immer; denn j e d e s J a h r z e h n t d e s M e n s c h e n h a t s e i n e i g e n e s G l ü c k, s e i n e e i g e n e n H o f f n u n g e n u n d A u s s i c h t e n.“

Noch drei Minuten. Dank dir, weiser Johann Wolfgang Goethe, für dieses schöne und tiefe Wort; es soll uns alle, die Kleinen und die Großen, über die Schwelle des anbrechenden Tages, mit dem das Jahr des Heiles 1936 beginnt, hinüberleiten. Unser kleiner, in sich [illegible] Kreis, die Welt unseres Hauses und unserer Sippe wird es nicht daran fehlen lassen, das Glück, die Hoffnungen und Aussichten ihres kommenden Lebensabschnittes mit frohem Mut zu suchen und zu finden, ohne den anderen etwas zu nehmen.

Noch zwei Minuten. Im vorigen Jahre war der Großvater noch dabei, und trotz seiner fünfundachtzig Lenze (er behauptete, er habe nur Lenze und niemals „eigentliche Jahre“ erlebt) war er der heiterste von uns allen. Nun weilt er nur mehr dem Geiste nach in unserer Mitte; aber für eine besinnliche Sekunde verspüren wir seinen Hauch. Hieß es nicht immer, daß unser flachshaariges Töchterlein, unsere Zweite, ihm aus dem Gesicht geschnitten sei? Unser Bruder, gleicht er nicht aufs Haar dem Urgroßvater, der zuerst mit Napoleon an der Beresina war und dann bei Leipzig ihn verjagen half? . . .

Fröhliche Stunde! Auf dem Erdstrich, den wir bewohnen, stehen in diesem Augenblicke Millionen und Abermillionen bereit und harren der Sekunde, in der der erste Glockenschlag des Jahres 1936 durch die Winternacht dröhnen wird. Von den Feuerschiffen weit draußen in der Nordsee bis hinauf zu den Eisgipfeln der Zugspitze, von den Dörfern des Hohen Venns bis zum kleinsten Kretscham an der polnischen Grenze lauscht die deutsche Menschheit voller Hoffnungsglück der bronzenen Stimme entgegen. Noch ist es nicht so weit. Es dauert . . .

. . . noch eine Minute. Die letzte Minute des Jahres 1935! In unserer Jugend schrieben wir sogenannte Neujahrsbriefe an die Eltern, und solange wir noch nicht die Kunst beherrschten, so zu schreiben, wie uns der Schnabel gewachsen war, prunkten wir alle gleichmäßig mit dem klassischen Satz: „Wieder ist ein Jahr im Strom der Zeiten geflossen . . .“

Sonderbar, daß einem gerade in diesem Augenblicke die kindlich-pathetische Wendung in den Sinn kommt. Allgemach wird es stiller, man hört das Ticken der Uhren, die [illegible] vor einer Viertelstunde dem Rundfunk folgend [illegible] haben. Wie Tropfenfall in einer Höhle klingt [illegible] um Sekunde durch den Raum, und je mehr solcher winzigen Zeitabschnitte verrinnen, desto froher wird es uns zumute. Das Alte, Gewesene, Überstandene, Überwundene, das was einmal war, fällt [illegible] Hand aufs Herz, wäre es nicht undankbar, wenn wir auf das Jahr 1935 geringschätzig hernie[illegible] bestand es nicht aus lauter [illegible] Freude, aber es hatte doch viele [illegible] glücklich machten und die unsere Pulse schneller schlagen ließen. Blitz-



Aufnahme Scheper Altophot

artig jagt der Reigen der Tage durch unser Hirn. Wie manches scheint uns jetzt schon voll hohen Sinnes und wunderbarer Gesetzmäßigkeit zu sein, was uns, als wir es erlebten, so ganz anders vorkam. Plötzlich fällt der Blick auf die Kinder. Die Vorfreude an dem Unbekannten glänzt auf ihren Antlitzen. Für sie ist das Leben noch voll herrlicher Geheimnisse, die jeden Morgen neue Kühnheiten heischen. Den Begriff der Vergangenheit kennen sie nicht. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Besinnliche Dankbarkeit ist gewiß schön und gut; aber in dieser Silvesterstunde wollen wir ihr nur einen kleinen Platz einräumen. Lieber, viel lieber treiben wir es wie unsere Kinder, die ja doch nichts anderes als w i r selber sind, lieber, viel lieber lachen wir dem neuen Jahr entgegen. Vor lauter Begeisterung wirft das Jüngste noch schnell sein Glas um. Aber was verschlägt das? Wir haben . . .

. . . noch eine halbe Minute. Lebewohl, prächtiges Jahr 1935: einmal muß geschieden sein. Du bist nun Geschichte geworden. Wir aber schreiten über dich hinweg, wir lassen dich mit all deinen Erlebnissen hinter uns zurück. Kommt, ihr Kinder, Freunde, Gäste, ihr Menschen von deutschem Blut, komm, du liebste Frau, wir wollen uns die Hand reichen, dem neuen Leben zugewandt, und lachend und singend durch die Pforte gehen, die sich uns auftut. Denn nun ist es so weit. Tausendstimmiger Jubel braust durch die Nachtluft, Heilrufe, übermütige Lieder, Choräle, Böllerdonner und Raketengeknatter. Die Dämonen flüchten in die Finsternis hinaus. Den Kontrapunkt in dieser nächtlichen Musik aber geben die erzenen Gesänge der Silvesterglocken, deren mächtiges Geläut den Himmel beherrscht.

„Möge das neue Jahr — so beschließt Dickens, den sie zu einer seiner schönsten Dichtungen angeregt haben, sein „Glockenmärchen" — ein glückliches für dich, ein glückliches auch für viele sein, deren Glück von dir abhängt. Möge jedes Jahr glücklicher sein als das letzte, und nicht der geringste unserer Brüder und Schwestern ausgeschlossen bleiben von dem gerechten Anteil an dem, was unser großer Schöpfer zu ihrer Freude geschaffen hat!"



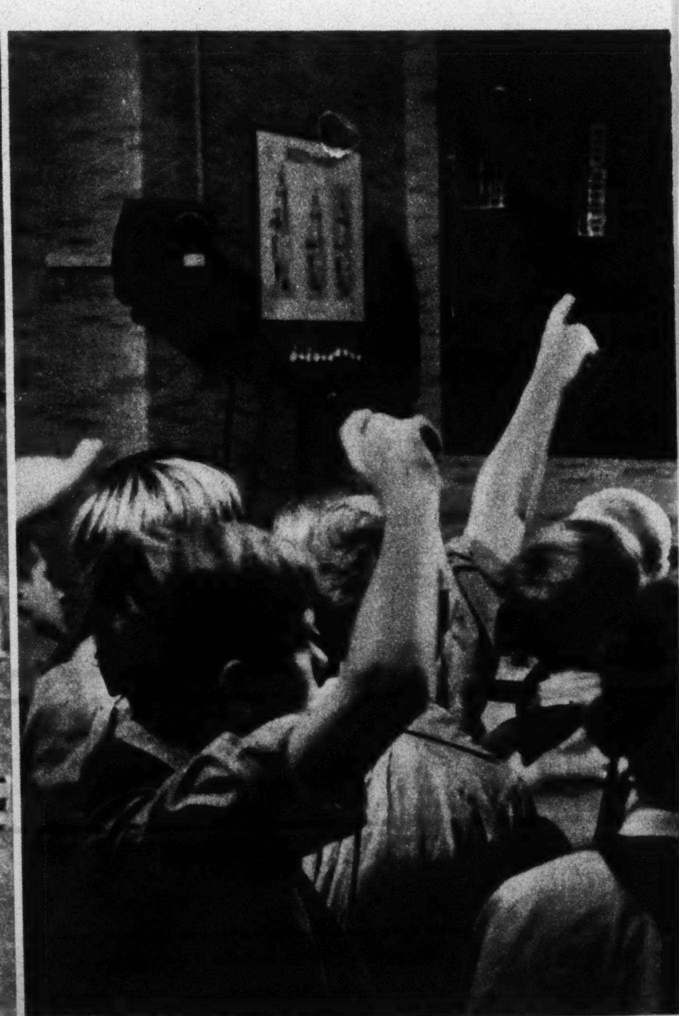
Parole: Fe

von Albrecht Schäfer,

Es steht fest: Ziel und Aufgabe der Hitlerjugend ist in erster Linie eine Schulung des Willens und des Charakters und die Ausrichtung des jugendlichen Menschen auf den nationalsozialistischen Staat. In welcher Vollkommenheit von der HJ. die Lösung dieser Aufgabe erwartet wird, und welches Vertrauen in diese einzigartigste Jugendorganisation gesetzt wird, das sprach jüngst der Führer aus, als er sich mit den ewigen Zweiflern und den ewig Gestrigen auseinandersetzte, die da vorgeben, die neue Zeit, ihre Gesetze und ihren Lebensstil nicht begreifen zu können. Da sagte er zu einem dieser nörgelnden Rauschebärte: Schau doch hinter Dich! Da stehen Deine beiden Jungen. Sie sind durch die Schule der Hitlerjugend und der SA. gegangen. Sie kennen Deine Wenn und Aber nicht; sie haben nur einen festen Glauben, der da heißt: die neue Zeit und Deutschland. . . .

Ja es steht fest: Die Aufgabe der HJ. lautet in erster Linie: Ausrichtung des politischen Wollens. Bei allem, was die HJ. tun mag, ist der Blick unentwegt auf jene Aufgabe gerichtet.





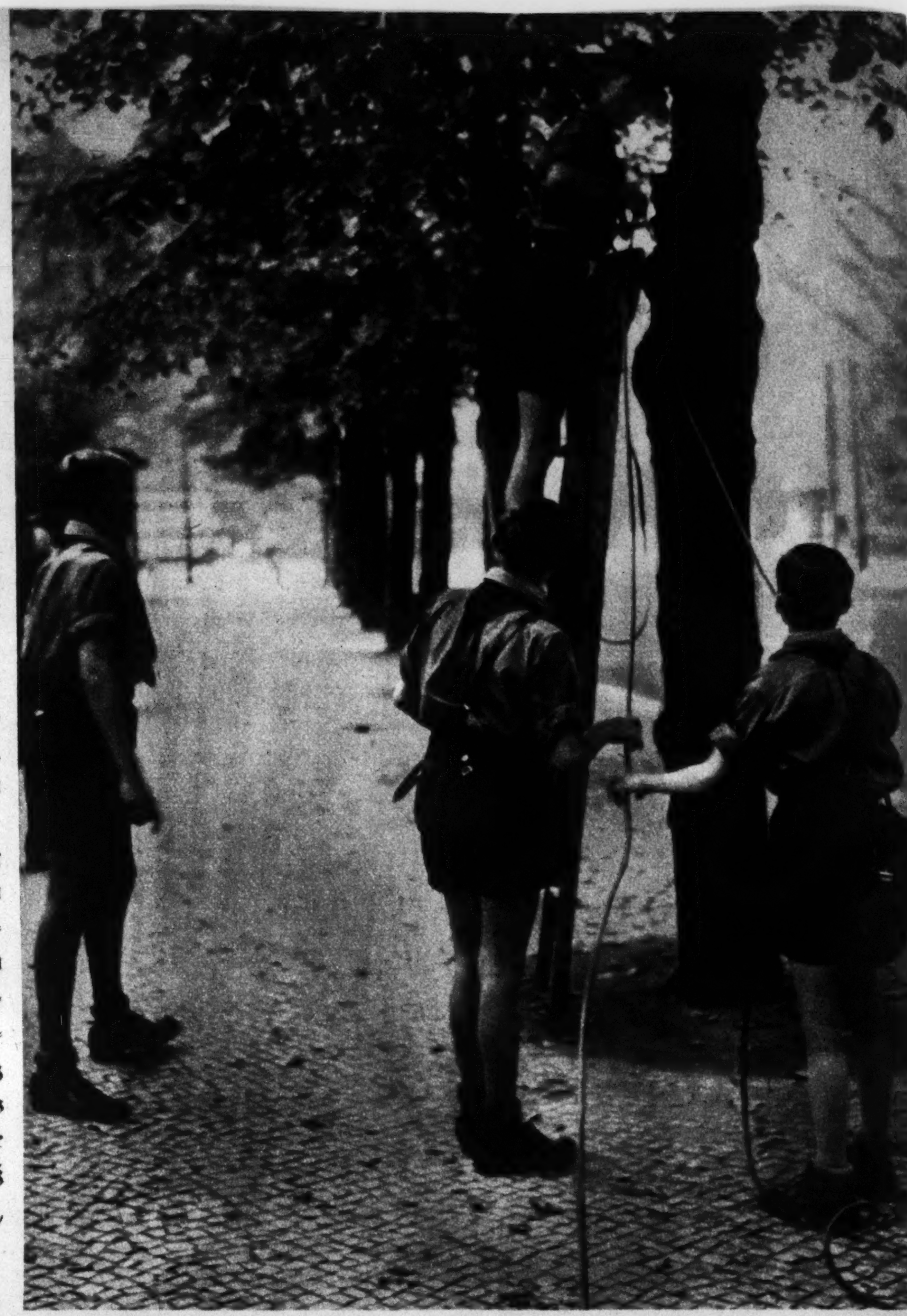
Bereit sein . . .

5 Aufnahmen Atlantic-Photo

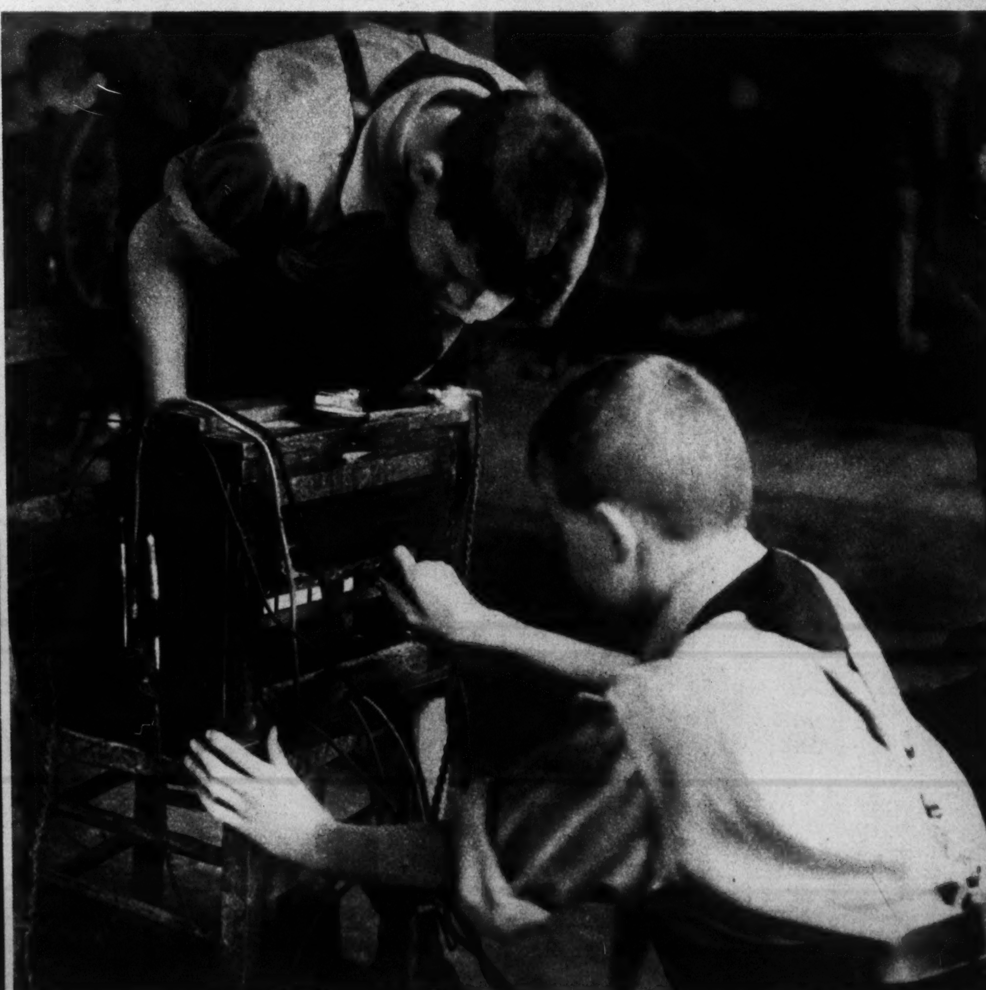
Auch bei der körperlichen Ausbildung. Gewiß, es werden hierbei die Knochen gestärkt, die Muskeln gestählt und die Geschicklichkeit gefördert, aber auch — und was ebenso wichtig ist — Ein- und Unterordnung, Mut und Entschlossenheit, Verantwortungsgefühl und Kameradschaftsgeist als Charaktereigenschaften geweckt und gefördert.

Nicht in weltfremder, lebensferner Abgeschlossenheit, sondern in steter Beziehung zum pulsenden und atmendem Leben, dem sie durch die HJ. nicht entfremdet, sondern zugeführt werden sollen.

Kein Wunder, daß deswegen die HJ.-Führung die täglichen und auch die außergewöhnlichen „Vorkommnisse" des Lebens in ihren Erziehungs-oder, wenn wir wollen, Lehrplan mit einbezogen hat. Sie will und weiß, daß der künftige SA.- oder SS.-Mann, der künftige Mann des Arbeitsdienstes oder der Wehrmacht, oder — kurz gesagt — der künftige Bürger des Dritten Reiches nicht hilflos plötzlichen Ereignissen irgendwelcher Art gegenüberstehen darf. Der Hitlerjunge muß ebenso gut einen Hosenknopf annähen können,







wie bei einem Vergaserbrand die richtigen Maßnahmen zu ergreifen wissen. . . .

„Technische Bereitschaft" ist eine Forderung, die ernstlich an die HJ. gestellt und die ebenso ernst von dieser zu erfüllen versucht wird.

Weder der Technischen Nothilfe, noch der Feuerwehr, noch der Sanitätskolonne soll durch die technische Schulung der HJ. eine „Konkurrenz" entstehen. Die HJ.-Führung aber meint, daß bei irgendwelchen technischen Störungen, Betriebs- oder Verkehrsunfällen — besonders bei kleineren — schnell, sicher und richtig helfende Hände stets nur von Nutzen sein können.

Darum werden die Jungen in die Motorenschlosserei geführt, um dort die Kompliziertheit und die — Tücke eines „Autoherzens" kennen zu lernen; darum macht man sie damit vertraut, wie man einen Autoreifen wechselt und mit dem Schaumlöscher einem Oelbrand zu Leibe geht. Hitlerjungen müssen wissen, wie man den umgestürzten Wagen aus dem Straßengraben wuchtet, wie man eine elektrische Klingel anlegt und repariert und wie man einen Arm- oder Beinbruch richtig schient. Hitlerjungen sollten auch einmal einen Pflugsterz in die Hand bekommen, einen Ernte- oder gar einen Heuwagen beladen, Kartoffeln buddeln können und am Dreschsatz Bescheid wissen.

Der Hitlerjunge darf nicht verdutzt kostbare Augenblicke dort verstreichen lassen, wo schnelles, eigenes Zugreifen Hilfe oder — was noch wichtiger ist — Vorbeugen bedeutet. Er darf nicht in schwierigen Augenblicken als einzige Weisheit den Satz herplappern: Jetzt rufen wir die Feuerwehr oder die Sanitätskolonne. Das Zutrauen zum eigenen, in ernster Schulung erworbenem Wissen und Können gibt ihm den Mut zur verantwortungsbereiten „Ersten Hilfe" wo es auch sei.

Hitlerjungen müssen sein wie jene Teufelskerle unter den Soldaten des Weltkrieges, die wir in jeder Kompagnie hatten, und die wir alle so liebten, von denen der Kommandeur mit Schmunzeln sagte: die brauchen zum Feueranmachen keine Streichhölzer.

Die Parole lautet: Bereit sein. . . .

Bereit sein mit dem Willen und dem Herzen für den neuen Staat und seinen Führer.

Bereit sein mit der Hand und mit sorgsam erworbenem, technischem Können für den Dienst im Alltag und für die Allgemeinheit.





Aufn.: Atlantic-Photo

Hildegard Tauscher:

Musik und Elternhaus

Wer hat nicht schon diese Erfahrung gemacht: Ein Kind ist musikalisch, es spielt und singt dazu den ganzen Tag, es behält leicht die Lieder, die man ihm vorsingt, es macht sich auch seine eigenen kleinen Melodien, ja es versucht, sie auf dem Klavier zu spielen. Voller Hoffnungen schicken die Eltern das Kind in den Klavierunterricht. Dann aber, nach und nach, erlischt im Kinde alle Freude an der Musik. Mit Mühe und Not wird es zum Ueben angehalten, es gibt vor, keine Zeit dafür zu haben; Schularbeiten, Hitlerjugend, B.d.M., Konfirmandenunterricht müssen als Vorwand herhalten, bis die enttäuschten Eltern die Stunden wieder absagen. —

Und weiter: wie konnte es kommen, daß ein so hoch musikalisches Volk, wie wir Deutsche es sind, heute wenig selbst musiziert? Es gibt ein Wort, das besagt, daß bei allen Untugenden des Schülers der Lehrer zuerst die Schuld bei sich selbst suchen soll. Das will nun nicht heißen, daß immer und auf jeden Fall der arme Musiklehrer daran Schuld ist, wenn der Schüler keine Fortschritte macht. Aber oft genug war es so. Wie hat der Privatmusiklehrer früher versucht, dem ihm anvertrauten Kinde die Musik näher zu bringen und es zum Musizieren zu führen? Hat er es überhaupt versucht? Hat er nicht vielmehr durch trockene Fingerübungen, durch Zählen, durch theoretische Belehrung oft genug das Gegenteil erreicht, daß er nämlich das lebendige musikalische Gefühl, das in jedem Kinde vorhanden ist, erstickte und abtötete?

Es war eine Folge der Entwicklung des vorigen Jahrhunderts, daß auch der Privatmusiklehrer den Boden unter den Füßen verloren hatte und ein Gerüst aufbaute, das keine Beziehung mehr zum Leben hatte. Dieses Gerüst war die Technik, auf die es in der Hauptsache ankam; je schwerer ein Stück zu spielen war, für umso schöner und wertvoller hielt man es. So blieb es meistens dabei, daß der Schüler einige schwierige „Vortragsstücke" lernte, die er gelegentlich zu Gehör bringen durfte, die er dann aber bald wieder verlernte, da die Uebung fehlte und die Finger steif wurden. Man wollte aber Musik hören, und so griff man zur mechanischen Musik.

Ich kenne eine Familie, bei der den ganzen Tag der Lautsprecher keine Minute verstummt. Gleich nach dem Aufwachen fängt es mit Musik an; die Kinder werden besorgt, es wird gefrühstückt, der Mann geht ins Geschäft, die Kinder zur Schule, die Hausfrau besorgt den Haushalt, empfängt Besuch, und immer in der gleichen Lautstärke ist das Radio angestellt. Aber nie habe ich beobachtet, daß die Hausfrau ihre Arbeit liegen ließ und sich auch nur einen Augenblick still hinsetzte, um nichts anderes zu tun, als der Musik zuzuhören. Das einzige was sie hin und wieder tut, wenn sie allein ist, ist das: sie summt leise mit, wenn zufällig ein Lied erklingt, das sie in ihrer Kindheit gesungen hat. Würde sie durch dieses Lied auch berührt werden, wenn sie es als Kind nur durch den Lautsprecher gehört hätte, ohne es selbst zu singen? Sicherlich nicht!

Wie gern würde diese Frau die alten Lieder einmal auf dem Klavier spielen und sie mit ihren Kindern singen. Aber sie hat nicht gelernt, Liedmelodien nach dem Gehör zu spielen und sie mit einfachen Akkorden zu begleiten. Stattdessen mußte sie vielleicht monatelang an einer Beethovensonate üben, die sie musikalisch und technisch nie bewältigt hat. — So war es einmal bei einer festlichen Gelegenheit in einem größeren Freundeskreis, in dem sich auch eine Konzertpianistin befand. Man beschloß, einige Volkslieder zusammen zu singen und bat die Klavierspielerin, die kurz vorher ein großes Konzertstück vorgetragen hatte, die Lieder am Klavier zu begleiten. Und was geschah? Die „Künstlerin" erklärte sich außerstande, die ihr bekannten Lieder nach dem Gehör zu spielen.

Nun haben sich nach und nach in Deutschland zwei völlig verschiedene Arten von Musik herausgebildet: die „Volksmusik", die man gar zu gerne als etwas Zweitklassiges betrachten möchte und die sogenannte „Kunstmusik", an der nur ganz wenige Auserlesene einen Anteil haben. Und in der Mitte stehen die vielen, die durch Erziehung und veränderte Lebensweise die Beziehung zur Volksmusik verloren haben und die nun ihren Musikhunger durch alle möglichen Umwege zu stillen suchen und dabei immer noch die Sehnsucht haben, daß ihre Kinder einmal das erreichen möchten, was ihnen versagt war; das Selbstmusizieren. Das aber ist nur möglich, wenn in der Musikerziehung bei dem angesetzt wird, was, bedingt durch Tradition und Landschaft, im Menschen an musischen Kräften noch lebendig ist.

*

Sobald das Kind sich vertraut gemacht hat mit seiner Umwelt, sobald es die Sprache einigermaßen beherrscht und damit beweist, daß es die umgebenden Dinge so be-„griffen" hat, daß sie ihm auch geistig Begriffe geworden sind, hat es die allerschwerste Arbeit, die ein Mensch überhaupt zu leisten hat, hinter sich. Das ist gewöhnlich der Fall im Alter von vier Jahren. Dann ist es so weit, daß mit einem geregelten Musikunterricht begonnen werden kann.

Es ist ganz selbstverständlich, daß dieser Unterricht sich noch nicht auf ein bestimmtes Instrument beziehen darf. Ehe man lesen und schreiben lernt, muß man sprechen können und wissen, was die Worte bedeuten. Ehe man aber musiziert, muß man die einfachsten musikalischen Elemente kennen und sie erlebt haben. Ehe man sich an ein schwierigeres Instrument wagt, das technische Anforderungen stellt, muß man die Instrumente zu spielen verstehen, die jedem Menschen von der Natur mitgegeben sind.

Das erste und natürlichste Instrument ist dem Kinde, wie jedem Menschen überhaupt, sein Körper. Was tut schon das Kleinkind, wenn es Musik hört? Es bewegt sich im Takte der Musik, freut sich an dieser Bewegung und singt dazu. Und was tut der Erwachsene, wenn auf der Straße die Soldaten mit klingendem Spiel daherziehen? Er zieht im Takte nebenher, bis ihm an einer Straßenecke einfällt, daß er ja eigentlich „erwachsen" ist und andere Dinge zu tun hat als der Musik nachzulaufen.

Trotz Fleiß eine Drei!

Marta ist mit einer Drei in Geschichte heimgekommen. Dabei hat sie bisher stets die Zwei gehabt. Seit dem fünften Schuljahre schon!

Jetzt ist sie im achten Schuljahr, verläßt Ostern die Schule. Und da soll sie dann gar mit der Drei in Geschichte entlassen werden? Gerade heute, in einer Zeit, in welcher „Geschichte" so im Vordergrund steht, in der wir alle selbst Geschichte erleben!

Der Vater muß den Lehrer unbedingt sprechen:

„Ich verstehe die Drei nicht. wo Marta sich so für Geschichte interessiert!"

„Von diesem Interesse habe ich aber bis jetzt recht wenig verspürt. Es gibt Stunden, in denen Marta nicht einmal in den Unterricht eingreift!"

„Das kann sein. Das Mädchen ist ziemlich schüchtern und drängt sich nicht vor. Vielleicht liegt ihr auch nicht die Art des Unterrichts? Sehen Sie, früher bekam sie da immer eine Menge auf, mußte die Stichworte zu einem zusammenhängenden Text verbinden und diesen dann vortragen. Haben wir gestaunt, was das Mädel alles aus dem Kopf konnte, wie es alles behielt! Die Geschichtszahlen erst! Die hat sie geübt und geübt. Wenn sie dann in der Schule drankam, wußte sie gründlich Bescheid."

„Also ein kleiner Auswendiglerner?"

„Nicht nur in Geschichte, auch in den anderen Fächern hatte sie bei ihrer Lehrerin gut und sogar sehr gut!"

„Ein Auswendiglernen also! Auf diese Weise kann ein normales Kind mit Fleiß alles machen. Denn wenn dieses Auswendiglernen beurteilt wird, dann ist es ja gleich, ob ein fleißiges Kind Geschichte oder Religion, Erdkunde oder Naturkunde auswendig lernt. Diesen Fleiß beurteile ich selbstverständlich auch. In der Fleißnote nämlich. Und in der Beziehung werden Sie ersehen haben, daß ich mit Ihrer Tochter zufrieden bin."

„Gewiß, aber in Geschichte. Nun hat Marta bei Ihnen aber nur Geschichte. Vielleicht muß sie sich erst an Ihren Unterricht gewöhnen?"

„Ich glaube das kaum; denn meine Art ist: natürlich sein. Da braucht es keine Gewöhnung. Auswendiglernen ist keine Art, nur eine Gewohnheit. Ich möchte sagen: eine Angewohnheit, und eine schlechte sogar! Vielleicht haben Sie schon einmal von der Papageienmethode gehört?"

„Aber Kinder müssen doch erst mal lernen . . .!"

„Gewiß: denken lernen. mitdenken und weiterdenken. Und dabei fleißig und tätig mitarbeiten, die ganze Kraft einsetzen! Damit haben Sie den Maßstab meiner Beurteilung: ich zensiere den Einsatz! Damit erfasse ich beides: rege und ehrliche Mitarbeit und die Befähigung für Geschichte. Denn

aus den Antworten, aus den längeren oder kürzeren Aeußerungen der Schülerinnen ersehe ich, wie sie im Stoff stecken, wie sie ihn verstanden haben und beherrschen, wie sie mit mir und miteinander um ihn ringen, wie sie als bewußte Gegenwartsmenschen in die Vergangenheit eindringen und sie in Verhältnis bringen zu unserer Zeit, wie sie unsre Zeit wieder verstehen und schätzen lernen aus der deutschen Vergangenheit."

„Aber es sind doch Kinder, die Sie vor sich haben!"

„Gewiß — aber — die sollten Sie einmal erleben, wie deren Augen leuchten. Wie ein solcher Geschichtsunterricht sie begeistert! Wie man ihnen anmerkt: auch sie wollen durch ihr Tun und durch ihre Haltung mithelfen, daß die Geschichte unseres Volkes Mahnung und Ansporn ist. Stellen Sie dem gegenüber: man sollte an Hand von Stichworten verbindende Texte lernen und diese dann „vortragen", und wer das am besten kann, der bekommt die Eins! Nein: der Einsatz, die Mitarbeit, der Kräfteaufwand soll gelten. Darauf kommts im Unterricht an und erst recht im Leben! Nur wer die ‚Geschehen' und ihre Zusammenhänge versteht und darin denken kann, gilt im heutigen Schulunterricht etwas, nichts aber der, dem alle Geschichtsdaten geläufig sind, und dem sie dennoch blutlose Zahlen bleiben. Max Hugo Tonne.



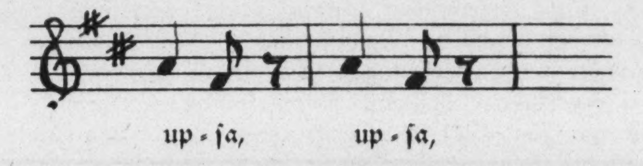
Hausmusik Aufnahme E. Hase

Gutenachtsagen

Der Vater war nicht krank, aber er hatte sich früh zu Bett gelegt. Er war wohl müde oder hatte einen Aerger gehabt, der ihn umgeworfen hatte. Er war alt und seine Kinder klein, die ihm Gutenachtsagen kamen. Die Jüngste „Vergi", wie sie sich nannte, hatte die Decke ihres Puppenwagens im Arm und eine weiße Spitzendecke. „Das muß der Vatti haben." Sie legte die Decken auf seine Brust und fragte: „Ist das nicht fein?" Die Aelteste, die den Namen Maria hatte, stand am Bett des Vaters und sah ihn unverwandt an. Die Kleinere ließ ihr Mündchen gehen: „Vatti muß auch einmal etwas Schönes haben. Vatti ist lieb. Vatti ist krank. Da hast du meine Mütze." Vergi zog ihre weiße Wollmütze mit dem roten Rand vom Kopf und setzte sie dem Vater auf, der ihr half. „Das sollst du behalten," sagte Vergi, „ich nehme es dir nicht wieder weg." Sie nahm einen Zwieback und hielt ihn dem Vater vor den Mund. „Ich mag nicht." Vergis Gesicht wurde traurig. Ihre großen blauen Augen standen auf einmal merkwürdig unbewegt unter dem schwarzen Haar. Der Vater nahm den Zwieback. Da strahlte das Gesicht wie eine Landschaft unter dem plötzlichen Schein der Sonne. Maria stand still am Bett des Vaters. „Nun müßt ihr zu Bett, ihr Göhren," sagte die Mutter. Vergi: „Nun mußt du schön den Zwieback essen und die Mütze aufbehalten. Gute Nacht, Vatti."

Maria war die letzte im Zimmer. Sie legte ihre dünnen Aermchen um

Und umgekehrt löst die Körperbewegung beim Kinde und — soweit sie nicht zweckgebunden ist — auch beim Erwachsenen Empfindungen aus, die sich in rhythmisch gegliederten Lauten und Tönen äußern, die durch die Atmung bestimmt werden. Ich beobachtete einmal ein zweijähriges Kind, das eine Treppe hinaufging. Natürlich konnte es die Treppe noch nicht richtig gehen, darum stellte es erst ein Bein auf die nächste Stufe und zog dann das zweite nach. Dazu begleitete es sich mit:



und bei jedem Treppenabsatz folgte eine kleine Ruhepause, in der ein besonders lautes und langes puuh ausgestoßen wurde. Solche und ähnliche Beobachtungen beweisen, wie stark das Motorische und Musikalisch-Rhythmische im Kinde eine Einheit bilden.

Mit dem vierten Lebensjahr beginnt das sogenannte Spielalter. Nie wieder ist der Mensch so schöpferisch, fast könnte man sagen

„genial", wie in diesen Jahren. Die Phantasie ist die Kraft, die diese Lebensstufe bestimmt. Und nun heißt es, diese Kräfte, die sich im Spiel zeigen, der musikalischen Erziehung nutzbar zu machen. Das geschieht durch die „rhythmische Erziehung". Ihre Elemente sind die organische Verbindung von Körperbewegung und Musik, die beide wie nichts anderes dazu geschaffen sind, den Menschen über sich hinaus zu erheben zu einer inneren Freiheit, die doch gebunden ist durch die Gesetzmäßigkeiten der Kunst.

Der Unterricht geschieht natürlich in Spielform. Es wird angeknüpft an die Erlebnis- und Vorstellungswelt des Kindes, an seine Spiele. Welches Kind spielte nicht gern Auto? Alle Kinder sind also Fahrer. Der hat das Steuer in der Hand, muß ruhig und ganz sicher fahren, darf nicht anstoßen, und muß auf die Verkehrszeichen achten. (Die entsprechenden Kommandos werden durch die Musik des begleitenden Lehrers gegeben). Der Fahrer darf hupen, muß aber auch auf die Hupen der anderen Autos hören, die anders, höher oder tiefer, tönen. Die mannigfachsten Vorschläge für die Ausgestaltung eines solchen rhythmischen Spieles werden von den Kindern selbst gebracht, und die Aufgabe des Lehrers ist es nur, die Form zusammenzuhalten und unmerklich, fast wie mitspielend, die Fäden in der Hand zu behalten. Es ergeben sich hierbei die verschiedensten Möglichkeiten, in die musikalischen Elemente einzuführen: laut und leise, schnell und langsam, hoch und tief, fröhlich und traurig (Dur und Moll), Phrasierung, Ruhepunkte, einfachste Formenlehre, ganz abgesehen von der Körperbeherrschung und Körperbildung, die durch eine solche Arbeit erreicht wird und abgesehen von den allgemeinen pädagogischen Gesichtspunkten, wie geistige Sammlung, gegenseitige Rücksichtnahme, Einfühlungsvermögen, die hierbei verfolgt werden.

Die eigene Stimme des Kindes wird als erstes Klanginstrument mehr und mehr hinzugezogen; als weiteres Instrument, allerdings erst im Schulalter, würde die Blockflöte benutzt werden, da sie der menschlichen Stimme in ihrer Abhängigkeit von der Atmung am nächsten steht von allen Klanginstrumenten.

Gerade in der Rhythmikstunde, die ja eine allgemeine Erziehung überhaupt bedeutet, wird sich nach und nach der Grad der musikalischen Befähigung deutlich zeigen, und es wird auch bald zutage treten, auf welchem Gebiet die größte Begabung des Kindes liegt. Dementsprechend wird sich herausstellen, welches Instrument für das Kind das geeignetste ist.

Daß als Ergänzung zum Instrumentalunterricht und als Ausgleich zur Schule die Rhythmikstunden auch für das größere Kind weiterlaufen sollten, sei hier nur erwähnt. Was beim Kleinkinde erlebnismäßig in Spielform gegeben wurde, wird nach und nach bewußt gemacht; und je älter der Mensch wird, je stärker die rein geistigen oder rein körperlichen Anforderungen, die Schule, Lehrjahre und Beruf stellen, an ihm herantreten, desto mehr ist es nötig, daß die organische Verbindung von Geistig-Seelischem und Körperlichem, wie sie das Ziel der rhythmischen Erziehung ist, gewahrt bleibt.

Damit wird in die Musikstunde die Freude wieder Eingang finden. Die Freude, die einzig und allein die Kraftquelle bedeutet für jeden Unterricht, erhebt den Menschen über sich selbst hinaus in jene Gebiete, die der Verstand allein niemals zu ergründen vermag. Dann wird es nicht mehr vorkommen, daß die Kinder den Musikunterricht als lästig empfinden oder gar Angst haben vor ihm. Es wird der Sinn geweckt für Takt und Rhythmus, für Melodie und Harmonie. Die Kunst des Improvisierens, in seiner einfachsten Form von jedem erlernbar, wird dann wieder selbstverständliche Voraussetzung für jeden Musizierenden werden. So wird es auch möglich sein, tiefer und nachempfindender als bisher in die Welt unserer großen Komponisten einzudringen, und so wird endlich die Musik, zurückkehrend zu ihren Wurzeln, den ihr zukommenden Platz im Leben unseres Volkes und im Leben des Einzelnen wieder einnehmen können.

Vaters Hals und sah ihn fest an. „Du hast Falten im Gesicht, lieber Vater." Sie stupste mit ihrem Zeigefinger gegen die Augenwinkel und Schläfen des Vaters. „Du bist alt, Vater. Aber ich habe dich trotzdem lieb." Sie ging aus dem Zimmer, ohne sich umzusehen. Im Schein der Nachttischlampe leuchtete ihr helles Haar. Ihr Antlitz war ernst und gespannt wie immer dann, wenn ihr ein Gedanke gekommen war, den ihr kleines Hirn nicht ganz zu Ende denken konnte.

Paul Ernesti.

Der Führer:

Die Person ist nicht zu ersetzen; sie ist es besonders dann nicht, wenn sie nicht das mechanische, sondern das kulturell-schöpferische Element verkörpert. So wenig ein berühmter Meister ersetzt werden kann und ein anderer die Vollendung seines halbfertig hinterlassenen Gemäldes zu übernehmen vermag, so wenig ist der große Dichter und Denker, der große Staatsmann und der große Feldherr zu ersetzen. Denn deren Tätigkeit liegt immer auf dem Gebiete der Kunst; sie ist nicht mechanisch anerzogen, sondern durch göttliche Gnade angeboren.

Die Strafe

Evchen war der Fratz der Klasse. Gesichter schneiden konnte die, daß man lachen mußte. Besonders wenn sie die Hände dazu zu Hilfe nahm und die Stupsnase noch stupsiger drückte. Wer da ernst bleiben konnte!

Auch Gretl konnte das nicht, obwohl sie die Freundin aller war.

Nun war gerade Rechenstunde. Der Lehrer ging die Reihen auf und ab. Die Klasse schien ihm heute besonders unruhig zu sein. Eine lustige Gereiztheit lag über den Gemütern. Evchen saß schon strafweise in der leeren letzten Bank, aber sie hörte nicht auf, sich den Kameradinnen bemerkbar zu machen, die sich verstohlen nach ihr die Hälse verdrehten.

Und da geschah das Unglück: in dem Augenblick als sogar Gretl sich kichernd umwandte, erwischte sie der Lehrer, und nun gab's eine strenge Rüge. Und merkwürdig, wie mit einem Schlag war's ruhig in der Klasse. Alle fühlten, daß die eine für alle bestraft worden war. Und auch Evchen wurde ernst und aufmerksam.

Mittags versuchte Gretl, die Schamröte noch auf den Wangen, sich abseits der Kameradinnen nach Hause zu schleichen, als sie Schritte hinter ihr hertrippeln und eine helle Stimme hörte:

„Gretl, sei mir nicht böse. Ich will auch gewiß keine Fratzen mehr schneiden." Und stumm und einträchtig gingen die beiden miteinander heim.



Aufn.: Atlantic-Photo

Schulunfall!

Eltern und Lehrpersonen überläuft ein leises Frösteln, wenn die Rede auf einen Schulunfall zu sprechen kommt. Man unterhält sich nicht gern darüber. Aber gar zu leicht kann einem in der eigenen Familie oder in der eigenen Klasse ein solcher Fall zustoßen. Deshalb ist es nötig, sich einmal über die rechtliche Seite des Schulunfalles zu unterrichten. Vielfach besteht in Elternkreisen die rechtsirrtümliche Ansicht, daß für sämtliche dem Schulkinde auf dem Schulgrundstück oder auf einem Schulausfluge zustoßende Schäden die Schule bezw. der Lehrer haftbar ist. Es ist sehr verständlich, daß die Eltern als Rechtsvertreter ihrer Kinder gar zu gern bei einem Schulunfall irgendeinen verantwortlich machen möchten. Sie vergessen dabei aber ganz, daß sogar bei den meisten Schulunfällen unglückliche Umstände oder gar das Selbstverschulden des Kindes den Unfall verursacht haben können.

Zunächst müssen wir uns einmal darüber Klarheit verschaffen: Was ist überhaupt ein Unfall? Die allgemein bekannten Unfallversicherungsgesellschaften stellen den Begriff „Unfall" so dar: „Ein Unfall liegt vor, wenn der Versicherte durch ein *plötzlich von außen* auf seinen Körper wirkendes Ereignis *unfreiwillig* eine Gesundheitsschädigung erleidet." Als Unfälle gelten also auch durch plötzliche Kraftanstrengung hervorgerufene Verrenkungen, Zerrungen und Zerreißungen, oder Wundinfektionen, bei denen der Ansteckungsstoff durch eine Unfallverletzung in den Körper gelangt ist. Zu beachten sind die Worte „plötzlich von außen" und „unfreiwillig". Bei den Schulkindern kann man immer wieder, trotz ernsten Einspruches und Verbotes des Lehrers, sogenannte „Mut- und Kraftproben" beobachten. Gemeint sind hier die äußerst leichtsinnigen und gefährlichen Bravourstückchen. Sollten sich bei solchem „Spiel", so nennen es die Jungen nämlich, Gesundheitsschädigungen einstellen, so kann rechtlich von einem Unfall keine Rede mehr sein; denn das Ereignis kam weder „plötzlich" noch „unfreiwillig". Die Schulunfälle können nun aber verschiedenster Art sein, angefangen beim leichten Nasenbluten, über Gliederbrüche, innere Verletzungen bis zum tödlich verlaufenden Unfall. Auch die Umstände, unter denen die Schulunfälle geschehen, können recht mannigfaltiger Art sein.

Wer haftet nun dem Verunglückten für den zugestoßenen Schaden? Es muß jetzt unterschieden werden zwischen einem ausgesprochenen *Unfall* und einem *Haftpflichtunfall*. Wer ist denn überhaupt zum Schadensersatz verpflichtet, d. h. wer muß unter Umständen für den entstandenen Schaden haften? Im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB.) handeln davon die §§ 823 bis 853. Hier seien nur die Stellen aus den Paragraphen angeführt, die besonders wichtig sind. § 823 lautet: „Wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigentum oder ein sonstiges Recht eines Anderen widerrechtlich verletzt, ist dem Anderen zum Ersatze des daraus entstehenden Schadens verpflichtet. Die gleiche Verpflichtung trifft denjenigen, welcher gegen ein den Schutz eines Anderen bezweckendes Gesetz verstößt. Ist nach dem Gesetze ein Verstoß gegen dieses auch ohne Verschulden möglich, so tritt die Ersatzpflicht nur im Falle des Verschuldens ein." Im § 832 heißt es: „Wer kraft Gesetzes zur Führung der Aufsicht über eine Person verpflichtet ist, die wegen Minderjährigkeit oder wegen ihres geistigen oder körperlichen Zustandes der Beaufsichtigung bedarf, ist zum Ersatze des Schadens verpflichtet, den diese Person einem Dritten widerrechtlich zufügt. Die Ersatzpflicht tritt nicht ein, wenn er seiner Aufsichtspflicht genügt, oder wenn der Schaden auch bei gehöriger Aufsichtsführung entstanden sein würde. Die gleiche Verantwortlichkeit trifft denjenigen, welcher die Führung der Aufsicht durch Vertrag übernimmt." Von der Haftpflicht der Beamten, also auch der Lehrer an öffentlichen Schulen, sagt der § 839: „Verletzt ein Beamter *vorsätzlich oder fahrlässig* die ihm einem Dritten gegenüber obliegende Amtspflicht, so hat er dem Dritten den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen..." Von einem Haftpflichtfall spricht man also erst dann, wenn dem Lehrer eine Amtspflichtverletzung nachgewiesen werden kann. Diese Amtspflichtverletzung kann in der Unterlassung einer Amtshandlung zu suchen sein, z. B. wenn beim Geräteturnen der Lehrer keine Hilfestellung gibt oder geben läßt, oder wenn er seine Aufsichtspflicht verletzt, sei es in der Pause, im Schulsaal oder auf einem Schulausfluge. Auch dann gilt die Aufsichtspflicht als verletzt, wenn der Lehrer Ordnungsschüler mit der Aufsicht beauftragt hatte. Eine gegen das Recht verstoßende Amtshandlung ist ebenfalls eine Amtspflichtverletzung, z. B. der Lehrer bedient sich einer verbotenen Züchtigungsart, oder der Lehrer läßt die Schulkinder während des Unterrichts für sich arbeiten, im Lehrergarten oder im Haushalt und dergl. Bei diesen durch die Amtspflichtverletzung hervorgerufenen möglichen Unfällen ist noch zu berücksichtigen, ob gerade durch *die* Amtspflichtverletzung der Unfall geschehen ist; denn Unfall und Amtspflichtverletzung müssen in ursächlichem Zusammenhang stehen. Die hier bezügliche Stelle aus dem § 832 lautet wörtlich: „Die Ersatzpflicht tritt nicht ein, wenn er seiner Aufsichtspflicht genügt, oder wenn er Schaden auch bei gehöriger Aufsichtsführung entstanden sein würde." Dieser Satz ist sehr von Bedeutung. Wenn also der Schaden auch bei „gehöriger Aufsichtsführung" zugefügt werden konnte, d. h. war der Schulunfall auch bei bester Pflichterfüllung durch den Lehrer möglich, so tritt kein Schadensersatz ein. Ein Beispiel zum besseren Verständnis: Eine Knabenklasse spielt Fußball. Der Lehrer führt vorschriftsmäßige Aufsicht. Bei einem kräftigen Abschlag bekommt ein Schüler den Ball so plötzlich und stark an den Kopf, daß er am Auge verletzt wird. Das ist ein ausgesprochener Unfall. Auch dann noch wäre es ein Unfall und kein Haftpflichtunfall, wenn der Lehrer für kurze Zeit den Spielplatz verlassen hätte, und gerade in dieser Zeitspanne wäre das leidige Ereignis eingetreten. Dieser Unfall wäre immer möglich, selbst dann noch, wenn der aufsichtsführende Lehrer neben dem getroffenen Jungen gestanden hätte. Anders liegt der Fall bei folgendem Beispiel: Der aufsichtsführende Lehrer läßt die spielende Klasse für kurze Zeit allein. Wegen Meinungsverschiedenheiten über das Spiel geraten 2 Jungen in Streit. Weil die Gelegenheit günstig ist, kommt es kurzer Hand zum „Zweikampf". Dabei fällt der eine so unglücklich, daß er

sich einen Arm bricht. Dieser Unfall wäre sicher vermieden worden, wenn der Lehrer nicht fortgegangen wäre; denn die Schüler hätten nie gewagt, in Gegenwart des Lehrers ihren Streit auf diese Art auszutragen. — Also nur unter bestimmten Umständen wird der Schulunfall zum Haftpflichtfall. Den an solchen Fällen beteiligten Parteien ist „Ruhig Blut" wärmstens zu empfehlen. Nur durch klare und sachliche Beurteilung und Verfolgung des Streitfalles ist dem Recht gedient. Allzuoft wird durch eine gar zu feindliche Haltung gegeneinander gerade das Gegenteil von dem erreicht, was erzielt werden soll. Nicht immer gleich dem Lehrer allein die Schuld an dem Unfall in die Schuhe schieben! — Nun kann es auch eine Reihe von Schulunfällen geben, mit denen die Lehrer gar nichts oder wenig zu tun haben. Gemeint sind die Unfälle, die verursacht werden durch schadhafte Schultreppen oder -fußböden, durch Unterlassung der Streupflicht bei Glatteis und dergl. Dann liegt eine Pflichtverletzung des Schulunterhaltungsträgers bezw. des Schulverbandes vor. Auch hier gilt selbstredend das vorher über den ursächlichen Zusammenhang von Pflichtverletzung und Unfall Gesagte.

Für all die Schulunfälle, die also keine Haftpflichtfälle sind, gibt es von staatswegen keinen Schutz. Hier schützt nur eine Schulunfallversicherung, die vom Schulunterhaltungsträger bezw. vom Schulverband für alle Schüler gegen alle Schulunfälle abgeschlossen werden kann. In sehr vielen Städten und Gemeinden bestehen solche Schulunfallversicherungen. Wo nicht, da wäre es eine Aufgabe der Schulgemeinde, die Anregung hierzu zu geben.

Alfred Henatsch.



Aufnahmen Agfa-Archiv

Vergeßt sie nicht!

Frau Anni Weber

Die Wärmeflasche im Säuglingsbett

Viele Mütter sind der Ansicht, daß man in unserem Klima einen Säugling nicht ohne Wärmflasche aufziehen kann. Durch diese sehr verbreitete Ansicht werden viele Säuglinge von vornherein schwer geschädigt. Ich möchte im folgenden untersuchen, inwiefern der Gebrauch einer Wärmflasche für ein Kind sehr gefährlich werden kann, und ob und in welcher Anwendung die Wärmflasche in der Säuglingspflege sinnvoll ist.

Wo Mütter eine Wärmflasche ins Säuglingsbett geben, gehen sie von der Voraussetzung aus, daß ein kleines Kind mehr Wärme braucht, als es, gut und zuverlässig eingebettet, von seinem eigenen Körperchen aus schaffen kann. Das trifft allgemein zu für neugeborene Winterkinder im ungeheizten Schlafraum, doch auch dann nur für die ersten Tage. Von da ab genügt es, das Bettchen nur vorzuwärmen, so daß die Flasche fortgenommen wird, wenn das Kind ins Bettchen kommt. Ein gesunder Säugling wird durch den fortgesetzten Gebrauch einer Wärmflasche nur geschädigt. Die Haut gewöhnt sich an die übermäßige Wärme und fröstelt bei jeder niedrigeren Temperatur (beim Trockenlegen, Baden und Waschen). Man erreicht also mit der Dauer-Wärmflasche genau das Gegenteil von dem, was beabsichtigt war: das Kind erkältet sich bei jedem Lüftchen, weil es auf tropisches Klima eindressiert wurde.

Außer der Schädigung des ganzen Körpers durch Verwöhnung wird die Haut des Säuglings durch Ueberhitzung im feuchten Zustande ver-

Randbemerkungen unserer Leser

„Das Wunder der Nacht"

Während ein eisigkalter Wind draußen die ersten nassen Schneeflocken vor sich her trieb, also ein Wetter herrschte, bei dem man sich am liebsten an den wohlig-warmen Ofen kuschelte, las ich meiner Frau aus der „Reichs-Elternwarte" die stimmungsvolle Betrachtung „Die wunderbare Nacht" vor. Die beiden Kleinen schliefen bereits, nur der Aelteste hockte noch still auf seinem Stuhl. Der eigenartige Zauber, den Hugo Rütters in so feiner Weise in seine Betrachtung einzuspannen wußte, nahm auch uns gefangen. Und da mußte ich plötzlich in die großen Augen meines Jungen schauen, die suchend auf mich gerichtet waren, mich wie sprechend ansahen. Was er verstanden und begriffen hatte, sollte mir allerdings erst am nächsten Morgen klar werden. Denn da wurde er sieben Jahre alt. Als wir am Frühstückstisch saßen, auf dem sieben kleine Lichter um eine größere Kerze brannten, meinte er, als sei ihm eine große Erkenntnis gekommen: „Sieh, Vater, gestern war ich noch sechs Jahre alt und heute bin ich schon sieben." Er machte eine lange Pause — vor ihm mochte die stille Stunde von gestern abend aufstehen —, dann setzte er bedeutungsvoll hinzu: „Und das ist das Wunder der Nacht!"

„Kinder wollen helfen"

Das hat uns Hermann Eggert neulich hübsch und zugleich mit einer weisen Lehre versehend erzählt. Und wer da meint, daß dieses Helfen dem Kinde Spiel bedeutet, der kennt kein Kind. Es ist ihm absoluter Ernst, wenn es hinter Mutter hergeht, um auf seine Art zu helfen. So war es neulich, als unsere kleine Dreijährige das Klavier „bohnerte". Da hätte der gefürchtete Putzteufel seine wahre Freude erlebt, wenn er sie beobachtet hätte. Doch mit des Geschickes Mächten — oder wenn man will mit dem Unverstand des männlichen Geschlechts hatte sie nicht gerechnet. Auf Schritt und Tritt wurde sie von ihrem um ein Jahr jüngeren Brüderchen verfolgt, der es ihr selbstverständlich gleichtun wollte. Hatte sie die Fläche ihrer Meinung nach „wunderschön blänkend" geputzt, fuhr er mit seinen Patschhändchen über die spiegelglatte Fläche und hinterließ seine deutlichen Spuren. Alles gute Zureden half nichts, er wollte auch „putzen". Endlich riß dem kleinen „Mütterchen" die Geduld. Sie stemmte die Ärmchen in die Seite, sah ihren Bruder mißbilligend an und wandte sich dann, ihre Mutter altklug nachahmend, mit den Worten ab: „Ach, hat man mit den Männern seine Last!"

W. M.

weichlicht. Die Gewebe quellen in der schwülen Tücherpackung auf und kommen aus dem Zustand großer Verletzlichkeit nicht heraus, in der sich unsere Haut vorübergehend etwa nach einem heißen Bad befindet. Eine solche Säuglingshaut wird unweigerlich wund, wenn sie durch Strampeln im geringsten beansprucht wird. Wunde Haut verursacht große Qual, vor allem, wenn immer wieder in kurzen Abständen Urin über die offenen Stellen spült. Außerdem ist es durchaus nicht gleichgültig für den Säugling, wenn größere Partien seiner Hautoberfläche für die so wichtige Funktion der Hautatmung ausscheiden.

Die Dauerwärmflasche bringt aber noch eine große Gefährdung des Wohlbefindens mit sich: sie verursacht starke Temperaturschwankungen im Säuglingsbett, da die Flasche allmählich auskühlt. Beim Einbetten und vielleicht noch eine halbe Stunde danach leidet der Säugling unter schädlicher Ueberhitzung, dann wird es etwa eine Stunde lang für ihn erträglich und schon in der dritten Stunde, weit mehr noch —, in der langen Nacht, kühlt er heftiger ab, als sein verwöhnter Körper es gut verträgt. Ein Alpenveilchen, das man ununterbrochen 5mal täglich solchen Temperaturschwankungen aussetzte, würde in wenigen Tagen welken.

Also soll man besser die Wärmflasche ganz aus der Säuglingspflege verbannen? Durchaus nicht, die Wärmflasche kann gute Dienste leisten, aber wir müssen sie mit Ueberlegung anwenden. Für den gesunden Säugling genügt es vollauf, wenn man ihm das Bettchen durch vorwärmen gemütlich macht, so daß er beim Einbetten in die kühle Wäsche des Bettchens keinen Schreck bekommt. Ist er dann gut zugedeckt und gegen Bloßstrampeln gesichert, so bedarf er weiter keiner Wärmezufuhren von außen. Der gesunde Körper erzeugt bei guter Bedeckung und in der Strampelfreiheit Eigenwärme genug, um sich warm zu halten. Nur in den ersten Tagen und in Krankheitszeiten ist es ratsam, Wärme zuzuschießen. Das geschieht am praktischsten durch zwei Wärmekrüge mit Sicherheitsverschluß, anstatt mit Korken, die durch den sich entwickelnden Dampf leicht abgesprengt werden. Auf alle Fälle müssen die Krüge so in Tücher eingewickelt werden, daß es für die strampelnden Füßchen völlig ausgeschlossen ist, den heißen Krug zu erreichen. Trotz der sicher überall angewandten größten Vorsicht hört man doch immer wieder von Verbrennungen durch heiße Wärmkrüge. Entweder hat sich der Verschluß gelöst, oder der Krug ist geplatzt, so daß sich der Inhalt ins Bettchen ergießen konnte. Es gibt nur eine Sicherung gegen diese Gefahr: man legt die Wärmflasche tiefer als das Kind. Findige Torfbettmütter haben sich diesen Vorteil ihres Bettchens längst zunutze gemacht; sie betten die Wärmflasche in den Torfmull ein. Aber auch bei Matratzenbettung ist diese Anordnung der Wärmflasche möglich: man schlitzt zu diesem Zweck den Stoffbezug an einer Stelle im untern Drittel der Matratze auf, nimmt dort soviel vom Füllstoff heraus, wie die gut eingehüllte Wärmflasche verdrängen würde, und kleidet die Tasche sauber mit Stoff aus. Vor der festgeschlossenen Füllmatratze hat auch hier wieder die kochbare Füllmatratze einen Vorteil, die man mit einem Griff öffnen kann. Man schiebt bei ihr ohne weiteres die Wärmflasche durch die Füllöffnung in das Matratzeninnere ein.

Die innere Anordnung der Wärmflasche in der Matratze ist im Gegensatz zu der üblichen Lagerung neben dem Körper nicht nur wirklich gefahrlos für das Kind, sondern sie verhütet auch die Schädigungen, die die Dauerwärmflasche sonst im Gefolge hat, indem sie die anfänglich zu starke Wärmeabgabe verhindert, dafür aber eine ganze Nacht mit milder, gleichmäßiger Wärmeabgabe vorhält.

Dr. Arthur Berger

Müssen die Tiere in die Schule gehen?

Mit Recht betrachten wir den Menschen als die Krone der Schöpfung, denn er war es, der sich über alle Tiere erhoben, sich fast unabhängig, ja, sich die Natur untertan gemacht hat. Aber nicht nur als Herr über die Tiere ist er emporgewachsen, sondern alles, was auf der Erde wächst, was sie an Schätzen und Stoffen, gleichviel, ob giftig oder sonstwie schädlich, hervorbringt, hat der Mensch zu seinem Vorteil auszunutzen verstanden. Doch das ist nicht sein Verdienst allein. Der allmächtige Schöpfer alles Werdens hat ihn mit einem besonders vollkommen ausgestatteten Gehirn bedacht und ihm die Gabe des logischen Denkens gegeben. Und durch dieses Geschenk unterscheidet sich der Mensch so ausschlaggebend von jeglichem Getier.

Wohl bemüht sich der Mensch, das Tier, das er sich nutzbar gemacht und das er liebgewonnen, zu heben, es zu unterrichten und zu dressieren. Bis zu einem gewissen Grade ist dies auch möglich, doch nur zu bald versagen alle Mittel, weil das Tier nicht denken kann. Wir Menschen haben uns alles, was wir vermögen, langsam erworben. Stein auf Stein haben wir zusammengetragen, bis wir die Höhe unserer Leistungen von heute erreicht haben. Das Tier hingegen ist geblieben, wie es vor Hunderttausenden von Jahren gewesen ist.

Betrachten wir aber die Natur, so fällt uns gar mancherlei auf, was unser Erstaunen erregt. Wie wunderbar versteht es der Vogel, in geradezu vorbildlicher Weise sein Nest zu bauen. Und merkwürdig, jede Vogelart baut ihr besonderes Nest. Und gerade so, wie wir es bei Menschen finden, verhält es sich in der Welt der Tiere. Das eine ist sorgfältig, arbeitsam, geschickt, das andere hingegen oberflächlich, unordentlich, ja, man könnte sogar sagen, faul; so z. B. bauen die Holztaube und der Marabu ein — wie der Zoologe es bezeichnet — liederliches Nest. Ein paar Zweige werden zusammengelegt, aber doch so geschickt zusammengefügt, daß keines der hineingelegten Eier herausfällt. Der Webervogel, manche Papageienarten, die Beutelmeise, der Rohrsänger hingegen flechten Nester, die unsere größte Bewunderung erregen können. Wie sorgsam spaltet der Webervogel die breiten Bananenblätter in schmale Streifen, reißt sie ab und webt, ja, näht geradezu die einzelnen Streifen an- und ineinander, bis die merkwürdigen beutel- oder dachartigen Nester oder, besser gesagt, Nesterkolonien entstehen, mit denen man in den Tropen oft ganze Bäume übersät findet.

Aber nicht nur unter den Vögeln finden wir Architekten von großem Format, sondern auch unter den Insekten. Ein Meisterwerk ist das Nest der Wespe, aus zartestem Holzstoff gekittet. Und erst die großartigen Bauten der Termiten! Mehr menschlich mutet die Bautechnik der Weberameise an; sie benutzt sogar schon Sklaven, nämlich ein Insekt, das sie wie ein Weberschiffchen hin und her bewegt, während das kleine lebende „Schiffchen" einen schnell erhärtenden Spinnsaft absondert, der als Faden dient, um die Blattränder miteinander zu verbinden.

Der Specht, der Zimmermann des Waldes, hämmert sorgfältig Höhle um Höhle in morsche Baumstämme. Die nordische Eiderente rüstet ihre Brutstätte im Felsengeröll der kahlen Inseln, rupft sich die zarten Daunen aus, polstert und umgibt mit ihnen das Nest, damit die Eier warm liegen. Verläßt sie ihr Nest dann für eine Weile, so deckt sie die Eier mit den Daunen sorgsam zu, um sie gegen die immerfort schweifenden Schmarotzer, wie Raubvögel und anderes Gesindel, zu schützen.

So hat jede Vogelart ihre Besonderheit. Die eine hängt das Nest zwischen Rohrhalmen auf, die andere klebt es unter das Dachsims, die dritte in Astgabeln, die vierte in Baumhöhlen. Nirgends finden wir zwei Arten, die ein gleiches Nest haben, doch immer gleicht sich das Nest bei der gleichen Vogelart. Da ist es denn kein Wunder, daß viele Menschen glauben, die Tiere erlernten diese Kunst des Bauens von ihren Eltern. Aber das ist nicht der Fall. Tatsächlich können die einzelnen Vogelarten gar kein anderes Nest bauen als das, was ihrer Art naturgemäß ist. Sonst müßte doch ein als kleinstes Tier aus dem Nest genommener Sperling, der unter Webervögeln aufwächst, von diesen den Nestbau erlernen. Er tut es nicht, sondern baut genau so liederlich, wie seine Eltern das getan haben. Wir sehen hier also, daß die Tiere nur einen reinen Trieb, oder sagen wir dem Instinkt, folgen.

Genau so verhält es sich mit dem Fliegen. Sehen wir junge Vögel, auf Zweigen sitzend, die Flügel bewegen, so hört man oft sagen: die Vögel üben sich im Fliegen. Kommt in elegantem Flug ein Altes hinzu, so meinen viele, es mache den Kleinen diese Kunst vor. Das ist ebenfalls nicht der Fall. Die Vogelmutter füttert ihre Jungen wohl, aber sie unterrichtet sie nicht im Fliegen. Wenn die Jungen die Flügel bewegen, bevor sie die sogenannte Kunst des Fliegens beherrschen, so folgen sie nur einem erwachenden Instinkt. In Wirklichkeit haben sie das „Ueben" gar nicht nötig. Wir sehen das am anschaulichsten bei dem schwarzen Mauersegler, der auch in den Großstädten besonders gern in Jalousien nistet und fälschlich oft „Schwalbe" genannt wird. Er ist einer der besten Flieger, die wir kennen. Uebertroffen wird er nur noch vom Baumfalken, der schneller als er ist und darum diesen geschickten und wendigen Vogel in der Luft zu greifen vermag. Das Nest des Mauerseglers ist so angelegt, daß die jungen Vögel gar nicht die Möglichkeit haben, auch nur ein einziges Mal die Schwingen zu regen, also zu „üben". Sind ihre Flügel genügend

entwickelt, dann stürzen sie sich einfach aus dem Nest heraus in die Luft, breiten die sichelförmigen Flügel aus und gleiten hin und her. Man kann sie im Flug von den Alten nicht mehr unterscheiden, denn vom ersten Augenblick an sind auch sie schon vollendete Flugkünstler.

Ganz selbstverständlich erscheint es uns, daß die kleinen Küken, kaum, daß sie dem Ei entschlüpft sind, schon herumlaufen können. Sie laufen der Alten nach, picken da und dort, finden ihre Nahrung von selbst; die Mutter braucht sie hierzu gar nicht anzuleiten, obgleich man hier beobachten kann, daß die Glucke im gewissen Sinne die Tiere bei der Futtersuche unterstützt, indem sie den Sand auseinanderscharrt und damit neue Nahrungsquellen eröffnet. Noch eine andere Beobachtung können wir an diesen kleinen Küken machen. Nicht die Henne öffnet das Ei, sondern das Küken selbst. Die Natur hat diesem kleinen Tierchen, während es noch im Ei liegt, eine verhärtete Stelle am Schnabel gegeben, die sich später verliert. Mit diesem Schnabelnagel vermag der kleine Vogel die verhältnismäßig harte Kalkschale des Eies zu zertrümmern, sich Luft zu schaffen und sich, wenn es genügend weit entwickelt ist, aus der Hülle zu befreien. Würde die Alte das Ei aufpicken, so müßte das Junge rettungslos zugrunde gehen, denn erst wenn das Junge vollkommen entwickelt ist — die letzte Entwicklungsphase dauert wenige Stunden — entschlüpft es von selbst.

Gleichfalls am Küken können wir noch eine merkwürdige Feststellung machen, die für die gesamte Vogelwelt von Bedeutung ist. Das noch nicht ausgeschlüpfte Küken piept zuweilen schon in der Eihülle. Läßt die Glucke oder der Hahn dann den Warnruf erschallen, schweigt plötzlich das noch nicht einmal ans Licht der Welt gekommene Kleine! Dabei weiß es noch nichts von einer Gefahr, es handelt also lediglich einem Instinkt folgend.

So hilflos zu Anfang die Nesthocker, also alle in Baumnestern erbrüteten Vögel, sind, so geschickte Läufer sind von der ersten Minute ihres Erdendaseins an alle Laufvögel und in gleicher Weise auch die Säugetiere, deren Lebenssicherung durch die Flucht bedingt ist. Also die Antilopen, Hirsche, Pferde, Rehe usw. Wenn sie auch in den ersten Lebensminuten etwas wackelig und ungeschickt auf den Beinen stehen, so sind sie doch schon nach ein paar Stunden in der Lage, nicht nur der Mutter, sondern sogar der flüchtig werdenden Herde zu folgen.

Wir Menschen sind von der Natur nicht so begnadet, obschon wir in unserem Leben wahrlich manchen Schritt zu tun haben. Manche Mütter können den Augenblick nicht erwarten, bis der Sprößling auf eigenen Beinen steht. Was unternimmt diese fürsorgliche Mutter nicht alles, damit sie der Natur zuvorkommt! Leider ist das unglückliche Gängelband, mit dem man das Kind am Aufrichten und im Gehen unterstützen möchte, immer noch nicht abgeschafft. Dieser Uebereifer der Mutter schädigt nur die Gesundheit des Kindes, das mögen alle begreifen, die nicht abwarten können. Man braucht ein Kind nicht aufzurichten, es nicht im Laufen zu unterstützen; sobald die Entwicklung des Kindes soweit gediehen ist, was bei den einzelnen ganz verschieden ist, wird sich das Kind ganz von selbst aufrecht setzen, an einem Stuhl oder sonstwo sich aufrichten und plötzlich ganz ohne Uebung die ersten Schritte machen. Zwar zu Anfang noch ungeschickt und tapsig, aber es kann doch laufen.

Ein merkwürdiger Vogel ist der Neuntöter oder Würger. Wie schon der Name sagt, sind es arge Räuber, die sich sogar an unverhältnismäßig größere Tiere heranwagen. Meistens können sie das, was sie geraubt haben, nicht sogleich verzehren; da legen sie sich fürsorglich eine Speisekammer an, indem sie die Opfer auf Dornen aufspießen. Manchmal kann man in einer stacheligen Hecke eine ganze Naturaliensammlung, bestehend aus kleinen Mäusen, jungen Vögeln, Käfern, Schmetterlingen, Raupen usw., antreffen. Fragen wir uns dann, wie der Vogel auf diesen Einfall kommt, wer ihn das gelehrt hat, so lautet die Antwort: Niemand! Ganz von selbst hat er das gelernt. Den Versuch habe ich selbst gemacht. Als die jungen Würger, die ich aufgezogen hatte, selbständig fressen konnten, fingen sie an, mit der Beute im Schnabel im Käfig umherzulaufen, wobei sie vergeblich versuchten, die Futterbissen irgendwo aufzuspießen. Ich setzte die Vögel dann in eine Kiste, durch die ich von außen her Nägel geschlagen hatte. Sofort spießten sie ihre Opfer auf. Also auch hier handelt es sich um eine ausgesprochene Triebhandlung.

Auch im Schlagen und Erjagen der Beute braucht der Raubvogel nicht unterrichtet zu werden. Hierfür ein Beispiel: Ein Bekannter von mir hält ständig Stubenvögel. Unter anderen hatte er einen jungen Baumfalken aufgezogen, der mit rohem Fleisch gefüttert wurde. Obwohl er frei im Zimmer umherflog, vergriff er sich doch niemals an einem der im Käfig hausenden Singvögel. Da entschlüpfte eines Tages durch einen Zufall eine Goldammer durch die offene Käfigtür und flog durch das Zimmer. Im gleichen Augenblick schoß der Baumfalke vom Ofen, auf dem er gesessen hatte, herab, schlug den Vogel in der Luft, wie wenn er sein ganzes Leben lang nichts anderes gewohnt gewesen wäre, und kröpfte ihn „vorschriftsmäßig".

Katze, Löwe, Hund, Wolf, sie alle wissen, sobald sie das richtige Alter erreicht haben, wo sie die Beute am besten belauern, wie sie die schlagen können. Wenn die Katze ihren Jungen eine lebende Maus bringt, so unterrichtet sie nicht, wie sie die zu fangen haben, sondern hier folgt sie einem gerade bei Katzen immer wieder beobachteten Spieltrieb. Den gleichen Vorgang können wir nur zu häufig auch bei älteren Katzen feststellen, wenn keine Jungen bei ihr sind. Wir nennen die Katze deshalb oft grausam, aber zu unrecht. Grausam kann nur der sein, der das Bewußtsein dafür hat, etwas Grausames zu tun. Die Natur kennt diese menschlichen Gefühlsempfindungen nicht. Bei ihr gilt als oberstes Gesetz: die Arterhaltung und -vermehrung. Alle anderen Triebe haben gegenüber diesen beiden zurückzutreten. Darum müssen wir Menschen uns davor hüten, im Leben der Natur alles vom menschlichen Standpunkt aus zu sehen. Die Natur ist nicht für den Menschen geschaffen, sondern der Mensch ist auch nur ein Glied, und zwar das wichtigste, im Ganzen, ein Rad in der großen Wunderuhr der göttlichen Natur.

Was soll unser Junge werden?

Der Kolonialandwirt

Aufnahmen (9) Hinderks-Wegeesch



„Jawoll, Herr Speck! — 7 Garben gegeneinander." Und der „Speck" treibt die jungen Männer mit gutmütigem Geschimpfe an, denn hinter dem Wald kommen blauschwarze Wolken herauf. Während schon die ersten großen warmen Tropfen den braungebrannten Kerlen auf den Buckel klatschen, wird die letzte Hocke aufgestellt, dann geht's aber runter den steilen Berg ins Städtchen, wo neben der alten Brücke an der rauschenden Werra die Kolonialschule steht. Ein ehemaliges altes Klostergebäude.

„Mahlzeit, Herr Speck!" rufen ein paar Jungens, die dort gerade Mist karren, und die im Garten stellen rasch die Harke weg. Jetzt ist Mittag! Waschen und umziehen müssen sie sich auch noch, weil im „Stallanzug" keiner zu Tisch kommen darf. Und sie bringen einen Mordshunger mit, denn gefaulenzt wird hier nicht.

Es sind alles Jungens, die Farmer oder Pflanzer werden wollen in den Kolonien. Sie müssen das Reifezeugnis der Obersekunda mitbringen und eine zweijährige landwirtschaftliche oder gärtnerische Ausbildung haben. Andernfalls treten sie hier als „Praktikanten" ein und können dann in einem Jahr die Landwirtschaft gründlich nachholen, denn die Kolonialschule hat einen Gutsbetrieb von beinahe 1000 Morgen Ländereien einschließlich 130 Morgen Wald. Kühe, Pferde, Schafe, Schweine und Hühner sind zu betreuen. Es gibt Obstanlagen, Weinberge, Gemüsegärten und Baumschulen. Also Arbeit genug für eine einjährige Praxis.

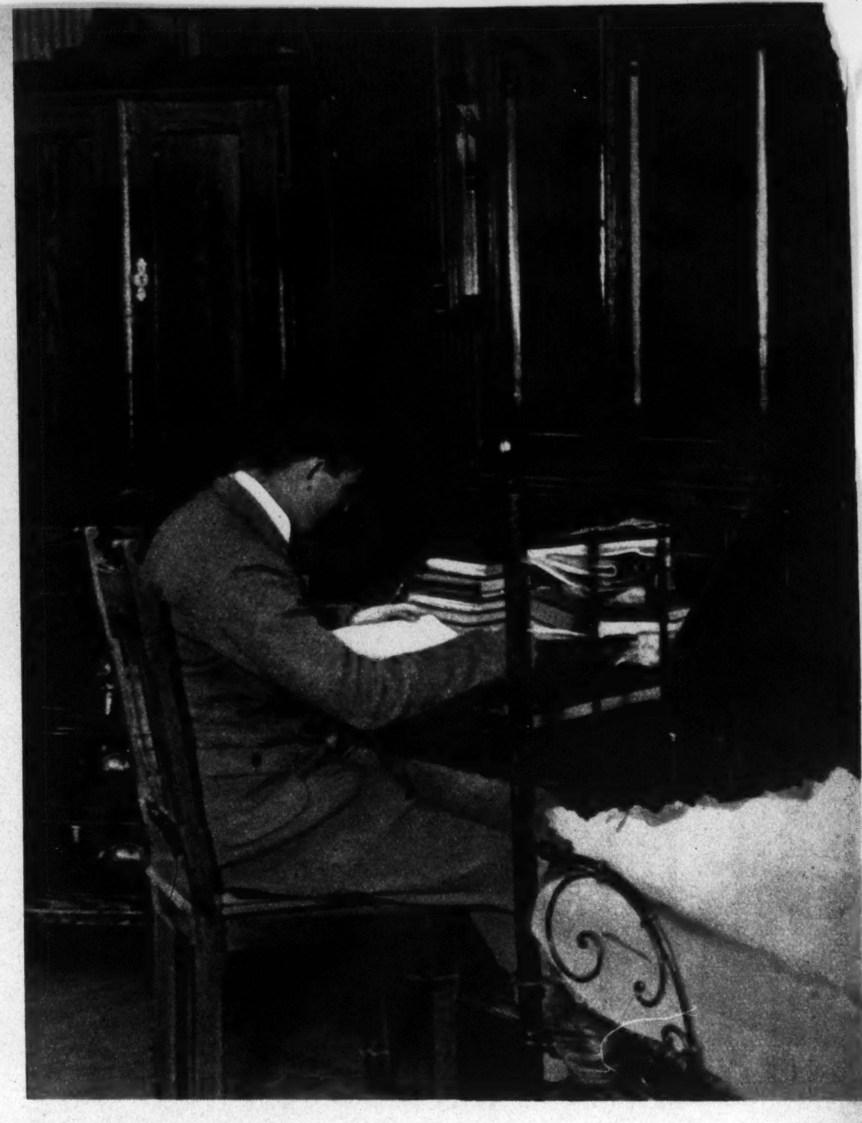
Die Kolonialschule bildet fast einen selbständigen Staat, infolgedessen wird auch alles gelernt, was so ein Farmer auf einem unkultivierten Fleckchen Erde eventuell brauchen kann. Er muß den Müller machen

können und backen wie ein Bäcker. Sehr wichtig ist die Schmiedekunst, die Stellmacherei und der Molkereibetrieb. Man lernt Schreinerei, Sattlerei und Mauern.

Und dann kommt die viersemestrige Ausbildung! Da sind Vorlesungen über Kolonialpolitik und Rassenkunde, über Chemie und Botanik, heimische und tropische Landwirtschaft, Volkswirtschaft, landwirtschaftliche Buchführung, Tierheilkunde und Völkerkunde, Kulturtechnik und Planzeichnen, Tropengesundheitslehre, Rechtskunde, Forstwissenschaft und Maschinenbau, Sprachunterricht in Englisch, Spanisch, Französisch, Holländisch, Russisch, Malayisch, Portugiesisch, Kisuaheli und was man wünscht.

Das sind zwei Jahre ernster Arbeit und fröhlicher Kameradschaft. Hier leben zwei Jahre lang die Söhne von Aerzten, Pflanzern, Rechtsanwälten, Ingenieuren, Kaufleuten, Pfarrern, Bankdirektoren und Gutsbesitzern zusammen. Sie haben alle die gleiche Arbeit, das gleiche Ziel, und man sieht den jungen Leuten die Freude an. Ja, Lust muß einer dazu haben, denn dort im Ausland erwarten ihn oft schwere Aufgaben. Und gesund muß einer sein! Bei der Anmeldung wird das amtliche Zeugnis eines Tropenarztes verlangt. Drum ist auch eine Auslese kräftiger, gesunder junger Leute in diesem Internat.

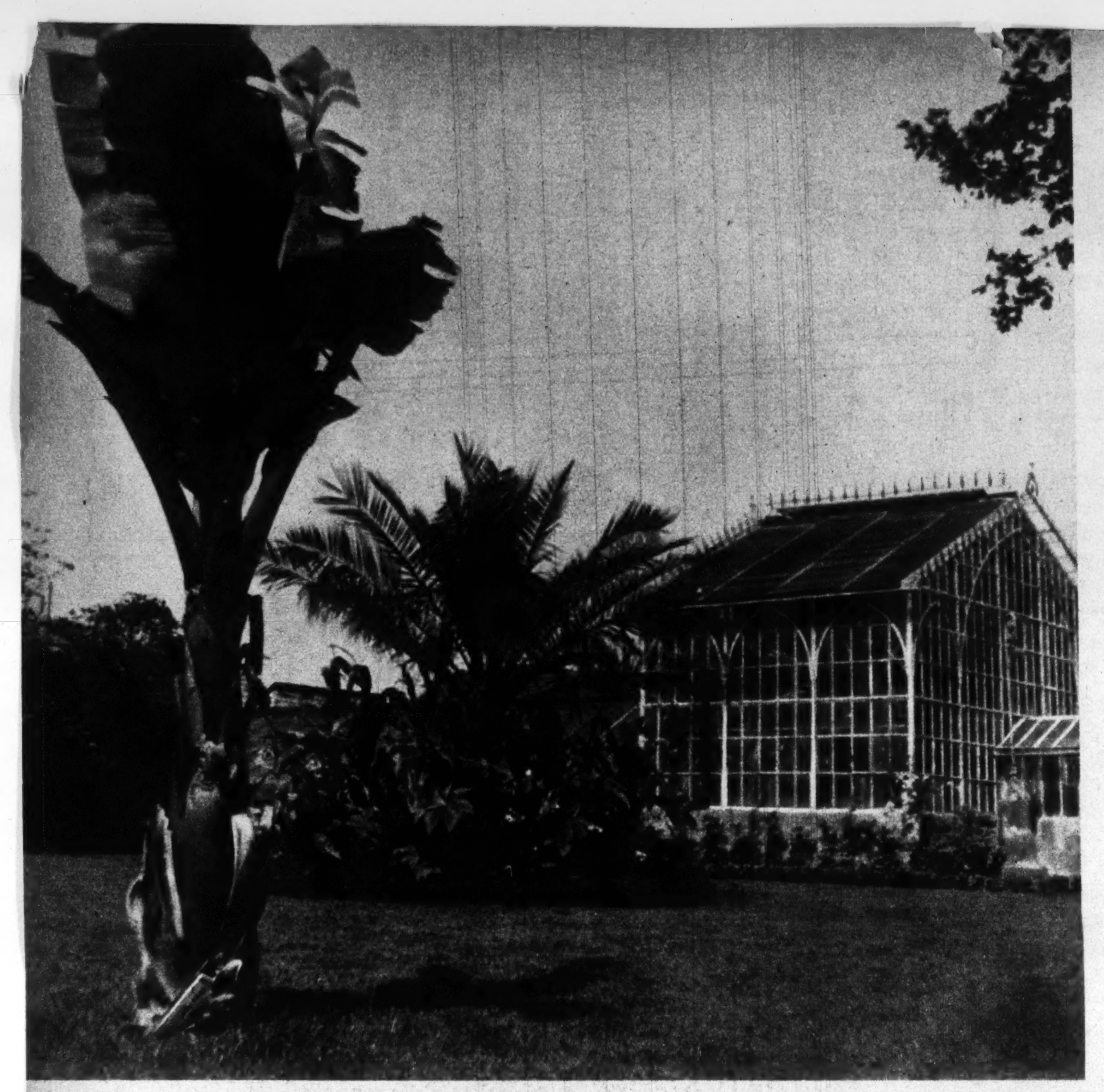
Gewöhnlich wohnen 3—4 Studierende in einem Zimmer. Mit Preiszuschlag gibt's aber auch Einzelzimmer. Aber sonst soll keiner bevorzugt oder aus der Gemeinschaft herausgehoben werden, drum sind die Eltern ge-



Das Zimmer im Internat



Die Kolonialschule in Witzenhausen



Eine Bananenstaude und Gewächshäuser im Garten der Kolonialschule



beten, das Taschengeld in mäßigen Grenzen zu halten mit Rücksicht auf weniger bemittelte Kollegen. Auch steht im Prospekt, daß der Besitz eines Fahrrades erwünscht, der Besitz eines Motorrades dagegen unerwünscht sei. Also entsteht hier in diesen Studienjahren eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft, wie man sie besonders draußen im Ausland in den Kolonien braucht, und mancher gewinnt hier einen Freund fürs Leben. Es ist eine Berufsmöglichkeit, an die wenige denken und an der doch so viel junge Menschen Freude hätten. Und wenn auch die Kolonialschule keine Stellenvermittlung garantieren kann, so finden doch die



Eines der Gewächshäuser in denen ausschließlich tropische Pflanzen gezogen werden



meisten durch den „Altherrenverband" und dessen Beziehungen das, was sie suchen. Jederzeit steht der Verband mit seinen reichen Erfahrungen mit Rat und Tat zur Verfügung. Und trotzdem wir keine Kolonien mehr haben, sind in der Nachkriegszeit 475 der Schüler ins Ausland gegangen — gegenüber 479 vor dem Kriege. Die meisten kommen nach Afrika und die übrigen nach Asien, Holländisch-Indien, Australien und Amerika.

Reichsminister Darré, der in Argentinien geboren ist, studierte in Witzenhausen und erwarb dort in der Kolonialschule den Rang eines Diplomkolonialwirts.





Was soll unser Mädel werden?

Die Fotografin

Bei dieser Frage schien es uns ratsam, einmal Frau Laendvey-Dircksen aufzusuchen, um mit ihr über diesen Beruf zu sprechen. Sie, deren herrlich lebendige, ausdrucksvolle Bilder wir so sehr bewundern, sie, eine Frau, die „sich durchgesetzt" hat, deren Leistungen von jedem anerkannt werden müssen, sie kann am besten etwas darüber sagen, ob man von der Fotografie als einem Frauenberuf sprechen darf, d. h. ob die Frau im Gesamtrahmen der fotografischen Arbeit ihre ganz spezielle Aufgabe zu erfüllen hat, die nur sie in dieser Weise zu lösen vermag.

„Es ist jetzt besonders schwer, über den fotografischen Beruf Allgemeingültiges zu sagen" erzählt sie, „denn er ist in einem großen Wandlungsprozeß begriffen. Die alte Innungsfotografie stirbt ab. Der Berufsfotograf, wie wir ihn früher kannten, der alle wichtigen Familienereignisse, Kindtaufen, Hochzeiten, Konfirmationen „zur bleibenden Erinnerung" für das Fotografiealbum aufnahm, der ein Handwerker im guten tüchtigen Sinn dieses Wortes war, der wird immer mehr verdrängt von dem Laien, der rasch selbst ein paar Bildchen knipst, ohne viel davon zu verstehen. Diese Entwicklung ist nicht rückgängig zu machen, und wem die alte „Atelierfotografie" als Beruf vorschwebt, der muß sich klar sein, daß er ein immer mehr sich verengendes Arbeitsfeld vorfindet. Aber diese Entwicklung bedeutet nun durchaus nicht den Tod der berufsmäßigen Fotografie! Das Betätigungsfeld verschiebt sich nur immer mehr: der bloße Handwerker stirbt, der Künstler erhält einen immer reicheren, immer mehr sich vergrößernden Aufgabenkreis. Der heutige Mensch ist vor allem Augenmensch, anders als frühere Generationen. Er sieht lieber, als daß er liest. Der Fotograf, der diesem Bedürfnis nach bildmäßiger Gestaltung der Lebensvorgänge nachkommt, soll nun zum vertieften Schauen erziehen. Er soll in seinen Bildern das Wesen der Dinge, über die er berichtet, zum Ausdruck bringen, er muß ihre Seele erfassen. Also nicht oberflächliche und sensationelle Schnappschüsse zu liefern, ist die Aufgabe des Berufsfotografen. Das kann ein Laie auch. Er soll erzählen vom deutschen Leben, von deutscher Kultur; er soll nachdenklich stimmen, bereichernd wirken.

„Sie sehen das, was ich meine", sagt Frau Laendvey-Dircksen, „an diesem Buch, das ich soeben über die ostdeutsche Landschaft herausgegeben habe. Das sind Bilder von Bauern und Arbeitern, von Menschen, wie sie in Ostpreußen, in Schlesien, im Erzgebirge leben, das sind ihre Seen und Berge, mit denen sie verwachsen sind. Dies Buch kann man nicht oberflächlich durchblättern. Man muß es ganz besinnlich, ganz ruhig betrachten. Dann sprechen die Bilder zu einem. Sie geben uns eine Idee von der Verschlossenheit, dem gleichsam noch Schlafenden, der noch unverbrauchten Kraft, die hier lebt und der Erweckung wartet. Aber solche Bilder gelingen dem Fotografen nur, wenn er ganz ohne vorgefaßte Meinungen an seine Aufgabe geht, wenn er ganz sein eigenes Denken und Fühlen in den Hintergrund zu stellen vermag, wenn er sich völlig dem Geist der Dinge einordnen kann, die er in seinem Bild zum Ausdruck bringen will. Und hier liegt die besondere Aufgabe der Frau. Der Mann vermag sich nicht so völlig mit seiner Persönlichkeit auszuschalten. Die „Intuition", das Sich-einfühlenkönnen, wird der Frau ja überall als besondere Begabung nachgesagt. Hier in der Fotografie kann sie es beweisen, daß ihre Stärke auf diesem Gebiet liegt. Wenn sie diese Kräfte besitzt, dann wird sie die Fotografin, die wir brauchen, die die Fotografie über die objektive Wiedergabe äußerer Erscheinungen zur Ausdruckskunst erhebt, die Mensch zu Menschen näher bringt, die ihr Wesen erklärt, die andere Art begreift.

Die Intuition, die innere Scheu und das aus ihr folgende Sicheinfühlenkönnen, ist die erste Voraussetzung für die Fotografin, wie sie mir als wichtig und

notwendig vorschwebt. Künstlerischen Blick, besondere Begabung, das Malerische in der Schwarz-Weiß-Wirkung zu sehen, gehört als zweites selbstverständlich dazu. Aber auch die beste natürliche Begabung allein befähigt noch nicht zu wahrhaftem und verantwortlichem Bildbericht über kulturelles und soziales Leben. Alles gegenwärtige Leben ist Ahnenerbe. Dies Erbe muß der einzelne bewußt in sich aufnehmen. Wer Dürer nicht versteht, wer von den Kräften vergangener Jahrhunderte nichts weiß, kann auch heutiges Leben nicht so zum Ausdruck bringen, daß es über die augenblickliche Sensation hinausreicht."

„Die größte Klippe aber für die Frau ist das Technische", fährt Frau Laendvey-Dircksen fort. „Die Fotographie ist ja nicht allein Kunst, sondern höchst schwieriges und anspruchsvolles Handwerk. Technische Fähigkeiten, äußerste Geschicklichkeit, zähe Geduld und Beharrlichkeit sind unersetzliche Voraussetzungen. Ganz besessen muß man sein von seiner Aufgabe, sonst erreicht man nichts in unserm Beruf."

Die Fotografin muß also zunächst eine gute Handwerkerin ihres Faches sein. Sie muß eine dreijährige Lehrzeit durchmachen; dann legt sie ihre Gesellenprüfung ab und kann nun bei einem Innungsmeister arbeiten, bis sie selbst durch die Meisterprüfung die Berechtigung zu selbständiger gewerblicher Tätigkeit erhält. Wo man seine Lehrzeit durchmacht, ob in einer „fotografischen Lehranstalt", einer Schule also, oder bei einem Meister im freien gewerblichen Betrieb, ist an sich gleichgültig. Zu warnen ist nur davor, daß man schon in der Lehre sich gar zu sehr festlegt auf eine bestimmte Richtung. Die Lehrzeit kann gar nicht umfassend genug sein. Eine Schule, die tüchtige technische Kenntnisse vermittelt und auf einen bestimmten Stil verzichtet, ist oft besser als eine individuelle Lehrzeit, die nicht alle Gebiete der Fotografie berührt.

Für die Gesellin kommt die Entscheidung, auf welchem Gebiet man arbeiten will. Alles, was mit Lebendigem zusammenhängt, wird meist für die Frau besonders verlockend sein. Kinderbilder zu machen oder Tieraufnahmen, das wird ihr mehr liegen, als die Fotografie zu technisch-geschäftlichen Zwecken der Industrie, der Reklame usw. Gleichzeitig muß die Fotografin wählen, ob sie sog. „Innungsfotografie" ausüben will, oder ob sie anstrebt „Bildberichterstatterin" zu werden.

Als Bildberichterstatterin ist die Fotografin ein Teil des Reichsverbandes der deutschen Presse. Ihre Arbeit unterliegt den Bestimmungen des Schriftleitergesetzes, das eine einjährige Ausbildung an einer Zeitung oder Bilderschriftleitung vorschreibt. Hier hat die Berufsfotografin einen harten Kampf mit den Reportern zu bestehen, die im „Journalismus", im schnellen Berichten über aktuelle Tagesfragen ihre Hauptaufgabe sehen, die zum Teil fotografisch gar nicht oder nur oberflächlich geschult sind, dafür aber das Journalistische sehr gut beherrschen. Wo es auf wirklich große, künstlerisch und kulturell wertvolle Aufgaben ankommt, da ist die geregelte handwerkerliche Ausbildung unbedingte Voraussetzung für einen dauernden Erfolg. — Wir haben noch kaum den Bildbericht, wie er mir für die Zukunft vorschwebt", sagt Frau Laendvey-Dircksen. „Wir brauchen noch junge, mutige Kräfte. Aber wer zu uns kommt, muß sich klar sein, daß sein Weg schwer ist, sehr schwer."

Um auch noch eine andere Seite zu hören, empfiehlt Frau Laendvey-Dircksen zuletzt, den Reichsinnungsmeister des fotografischen Gewerbes zu befragen.

„Sie sehen an den Bildern, die hier überall hängen", sagt der junge Innungsmeister, „daß ich hauptsächlich Autos fotografiere. Ich arbeite mit der Autoindustrie zusammen, die für ihre verschiedensten Zwecke gute Aufnahmen braucht. Die Industriefotografie ist ein sehr wichtiger Zweig der modernen gewerblichen Fotografie. Es gibt eine große Anzahl von Innungsfotografen, die gar kein Atelier mehr unterhalten, sondern die ausschließlich für die Industrie arbeiten. Die Möbelfabriken z. B. brauchen für ihre Prospekte technisch gute Abbildungen, die Modeindustrie ist auf eine einwandfreie und künstlerisch ansprechende Wiedergabe ihrer Erzeugnisse angewiesen, die Filmindustrie mit ihren sog. Standfotografen (die nicht mit den Kameramännern, den Filmoperateuren, zu verwechseln sind!) usw. Das Gebiet der Innungsfotografie ist also nicht so eng, wie man oft meint. Ein Feld, das sich immer größere Bedeutung erobern wird, ist die Werbefotografie.

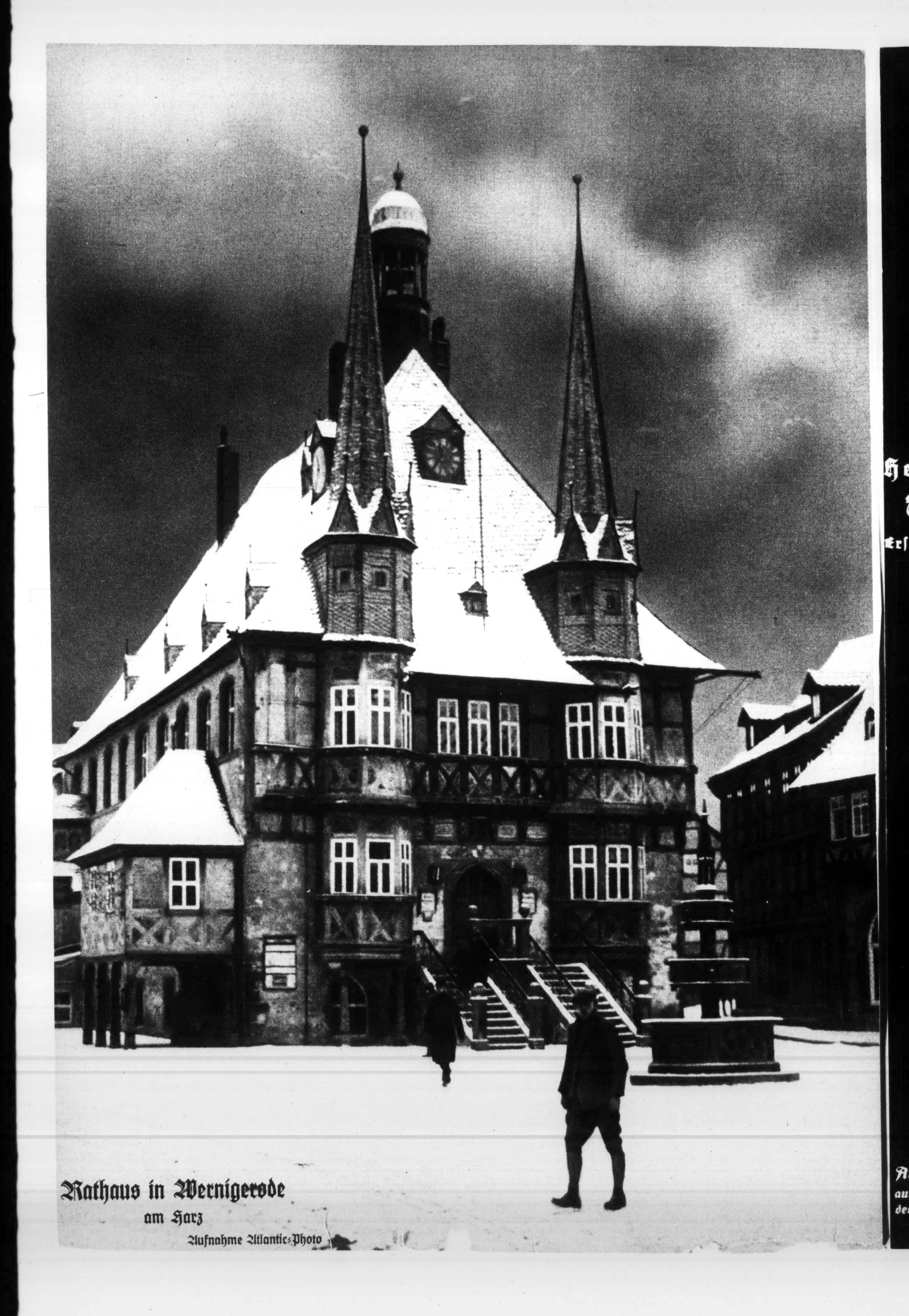
Nun aber die Frau als Fotografin! Ich will nicht meine eigene Meinung dazu sagen, sondern wiederholen, was immer wieder in Fachkreisen festgestellt wird: die meisten jungen Mädchen sind zuerst sehr fleißig und eifrig. Aber sie erlahmen rasch. Sie sehen ihre Tätigkeit nicht als Lebensaufgabe an, sondern als vorübergehenden Gelderwerb bis zur Heirat. Das verträgt die Fotografie nicht! Meister im Fach kann man nur werden, wenn man unerbittlich arbeitet, nie müde wird. Zu dieser allgemeinen Einstellung kommt bei den meisten Frauen noch die geringe technische Befähigung hinzu, die ihr einen Aufstieg im Beruf erschwert. Grade aber die technisch-handwerklichen Schwierigkeiten darf man bei uns nicht unterschätzen."

Frau Annemarie Wulff.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.

Für die Gesamtleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow. Unberechtigter Nachdruck verboten. Unverlangt eingesandte Beiträge werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beigefügt ist. — Zuschriften nur an die Schriftleitung in Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.

Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19 Wallstraße 17/18.



Rathaus in Wernigerode
am Harz
Aufnahme Atlantic-Photo